

Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot

Band: - (1855)

Artikel: Vermischte Geschichten

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-656143>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Des Hinkenden Boten Neujahresgruß.

Empfanget meinen Botengruß
 Und wohlgemeinten Herzerguß,
 Ein jedes Alter jeden Standes
 In jedem Gau des Bernerlandes:
 Der Greis mit seinen Silberhaaren,
 Der Mann in seinen besten Jahren,
 Die Frau, die ihren Mann beglückt,
 Die sich mit Zucht und Anmuth schmückt
 Und mit Verstand ihr Haus regiert.
 — Der Jüngling, frisch und unverföhrt,
 Sittsame Jungfrau'n, hold und fromm,
 Auch ihr seid freundlich mir willkomm.
 Das Mädchen und den Schülernaben
 Will gleichfalls ich gegrüßet haben,
 Und wenn ihr zu dem Lehrer geht,
 Und wenn ihr den Herrn Pfarrer seht
 So meldet beiden ein „Grüsgott!“
 Von dem euch wohl bekannten Bot.

Den Boten freuts in seinem Herzen
 Gleich wie den Storch zu Anfang Märzen,
 Langt er von seinen Wanderungen,
 Von fremdem Volk mit fremden Jungen,
 Im lieben Bernhiet wieder an.
 Das ist ihm nun so angethan,
 Bei jedem Haus, das letztes Jahr
 Und schon seit lang ihm offen war,
 Da fehrt er ein und hängt sein Bild
 — Sieh' vorn auf dem Kalenderschild! —
 Ganz nahe bei dem Bücherladen,
 Sei's in der Stube, sei's im Gaden,
 Wo Psalmbuch steht und Testament.
 Denn zu dem Gotteswort bekennt
 Der Bote sich aufricht'gerweise
 Als zu der besten Seelenspeise.

Wie ging es euch, ihr lieben Leute,
 Seit meinem letzten Gruß bis heute?

E

Manch alter Freund ist nicht mehr da,
Den ich früher Jahren sah;
Der Tod schloß ihm die Augen zu,
Und Gott verleih' ihm sel'ge Ruh!
Und mancher ist neu angekommen
Und hat sein Bläschchen eingenommen,
Dem Gott auf seinem Lebenspfade
Zur Seite steh' mit seiner Gnade.
Denn das muß ich als wahr bekennen:
„In keinem Andern ist das Heil!“
Nur den kann ich recht glücklich nennen,
Dem Gottes Gnade ward zu Theil.
Das ist und bleibt das höchste Glück,
Wem es vergönnt ist, seinen Blick
Emporzuheben in den Himmel
Aus diesem wirren Weltgetümmel.
Denn ernst, sehr ernst ist unsre Zeit.
Ich bin auch Einer, den es freut
Wenn's Allen wohlgeht, jedermann
Sich seines Lebens freuen kann.
Doch denk' ich nicht hinwegzuscherzen
Der Menschheit tief empfundne Schmerzen.
Die Endte ist schon oft missglückt,
Mißwachs und Presten sind im Land,
Fühlbarer stets die Armut drückt
Und nimmt alljährlich überhand.
Ich glaube fest und geb' es Allen,
Die Wahrheit lieben, zu bedenken:
Wenn Gottesfurcht und Frömmigkeit
Wenn Eintracht und Zufriedenheit
Nicht mehr so jämmerlich zerfallen, —
Wenn wahre Besserung beginnt,
So ist Gott, hoffen wir, gesinnt
Auch bes're Zeiten uns zu schenken.
Ist aber jetzt das Maß nicht voll,
Und wenn die Not noch wachsen soll,
So nehmt zu Herzen dieses Wort

Und lest es in dem Buche dort:
„Sieh, Gottes Vateraug ist offen,
„Schaut gnadenvoll herab auf Die,
„Die hier auf seine Güte hoffen,
„Zur Zeit der Theurung nährt er sie.“

Im Bernbiet ist ein Wort erklungen,
Aus Sturmestacht im Sonnenstrahl:
„Versöhnung!“ — ruft man überall.
Ja ruft es mit erweckten Jungen
Land auf, Land nieder, weit und breit:
O daß Versöhnung uns gelungen!
Versöhnung sei vor allen Dingen
Mit unserm Heiland, Herrn und Gott.
Nicht werde forthin freuler Spott
Nicht Glaubenslästerung gehört;
Was heilig ist, das sei geehrt,
Denn sonst fürwahr kann nichts gelingen.
Versöhnung sei im ganzen Land,
Geachtet sei jedweder Stand.
Erweist und übt an Jedem gerne
Was Recht und Pflicht ist, Jeder lerne
Die Meinung Anderer ertragen,
Und mit Verstand die eigne sagen.
Den Gegner schmähen und befeinden —
Davon lasst ab, in den Gemeinden,
Im Rathssaal und im Zeitungsblatt.
Versöhnung sei zu Land und Stadt!
Daraufhin wirket Tag um Tag,
Ein Jeder helfe was er mag,
Mit treuem Sinn in Wort und That!
Das ist des Boten guter Rath.

Und Gott nach seiner Gnad geb' Allen
In dieser neuen Jahresfrist
Was uns nach seinem Wohlgefallen
An Leib und Seele heilsam ist!

(Ende Brachmonats 1854.)

Das älteste Wirthshaus der Stadt Bern.

In den Zeiten des Stadthaues, während der 1190ger Jahre, stand die erste Herberge zu Bern neben dem Rathause unten am Stalden, da, wo sich die Gasse umbiegt gegen die Matte zu und „in der Enge“ heißt. Zwischen dem Wirthshause und dem Rathause war ein, gegen die Straße mit einer Mauer geschütztes, Höflein *), worein die Säumer ihre Lastthiere und die Reiter ihre Pferde einstellen konnten. Der Keller des Gebäudes hatte die zur Aufbewahrung des Weins gute Eigenschaft, daß er in einen Sandsteinfels eingehauen war; er existirt noch heut zu Tage unter dem Namen „Steingrubenkeller.“ In den Zeiten, von denen wir hier melden, war noch Niemand der Meinung, daß die Vervielfältigung der Trinkhäuser das sicherste Zeichen der Aufklärung eines Volkes sei; und da noch in den wenigsten Dörfern auf dem Lande Herbergen waren, so nahmen selbst wohlhabende Bauersleute, wenn sie in die Stadt kamen, etwas Speise ins Wattstättlein und genossen das Mitgenommene entweder in einem Wirthshause der Stadt zu einem Schopflein guten Berner oder sie traten in die Wohnstube eines Bürgerhauses, dessen Besitzer eigenes Gewächs ausschenkte und ließen sich manchmal von den Edchtern der vornehmsten Familien bedienen, deren Hausgesinde etwa gerade abwesend war, weil es auf den Pflanzpläzen vor dem Thor, draußen auf der Allmend, arbeitete. Die alte Herberge „zum Bären“ beim untern Thor war besonders den Leuten der mit der Stadt frühe verbun-

*) Auf dem Platze desselben steht jetzt ein niederes, rieghölzernes Gebäude.

denen Kirchgemeinden Muri, Stettlen, Bolligen und Béchigen gar bequem gelegen, wenn sie etwas vor Rath zu thun hatten, weil derselbe sich im Nachbarhause versammelte. Wer Land auf oder ab reisete, richtete sich, wenn er nicht unter freiem Himmel zu übernachten Lust hatte, ein, entweder bei einem Verwandten oder einem Gastfreunde um ein Nachtlager zu bitten oder, wenn er weit und breit in der Runde herum keinen solchen hatte, etwa bei einem Kloster „um Gottes willen“ um Aufnahme zu ersuchen, welchem Wunsche die Gotteshäuser stets entsprachen.

Das erste Wirthshaus der Stadt hieß auch der „Rathskeller“, weil darin der Ehrenwein, „Kriegsräthler“ genannt, war, der sowohl fremden Gesandten als auch den Abgeordneten befreundeter Städte dargereicht wurde, die in Aufträgen vor dem Rath erschienen waren. Hielt der Rath selbst bei festlichen Anlässen eine Mahlzeit im großhern Versammlungssaal, so wurden die Speisen in der nahen Herberge gekocht und von derselben über die hölzerne Laube des Höfleins auf die Tische der Herren gebracht. Heiterer Witz und herzliche Eintracht würzte die Mäher, woran noch am Bundesfeste von 1853 die an der Schmiede befindlichen, mit einem frischen, grünen Kranz umwundenen Verse erinnerten:

In diesem alten, finstern Haus,
Gassen einst zu Rath und Schmaus,
In guter Zeit die alten Räthe;
Zeit beschlägt man hier die Pferde.

Lange Zeit hieng unterm Vorscherm des ersten Wirthshauses der Bär, mit Stroh ausgestopft, den weiland Herzog Berchtold am jenseitigen Ufer der Aare, ungefähr da

erlegt hatte, wo jetzt der Brunnen am Fuß des Obsbergste steht, und an der Außenseite des noch hölzernen Gebäudes standen die Worte: Allhier zum Bären.*) — Damals war der Stalden das angesehenste Stadtquartier, man hielts für eine Ehre, in der Nähe der Reichsburg und des Rathhauses zu wohnen. Da noch keine Brücke über die Aare war, sah es hier aus, als wohne man auf einer Insel. Am Stadtthor war das Fahr, mit dem man ans jenseitige Ufer übersegte, wo das Klosterlein der armen Schwestern stand, die, um Christi willen, armen Pilgern von ihrer eigenen Armut mithelsteten.

Niemals wars hier unten belebter, als wenn der Herzog in eigener Person, auf der Nydeck Landtag hielt und die Reichsfahne auf der Burg flatterte; wenn er kam, wurde er feierlich vom Rath beim Stadtthor empfangen, dann schellte die Rathsglocke ihm zu Ehren so laut sie konnte; er ritt mit seinen stattlichen Begleitern den Stalden hinauf und stieg im Burghof ab. Je wichtiger die Fälle waren, die zur Beurtheilung reif geworden, desto mehr strömte die Bevölkerung der benachbarten Umgegend herbei.

So sah es hier unten aus zur Zeit der Bähringischen Herrschaft. Als nach des Herzogs Tod (1218) die Berner unter den Schirm des Grafen Peter von Savoy ge treten waren, der ihnen zu einem hölzernen Brückenbau verhalf im Jahre 1230

und sie zur Erbauung einer neuen Hauptgasse, (derjenigen, welche heut zu Tage der Weibermarkt genannt wird) reichlich unterstützte, nahm die Stadtbevölkerung sehr bedeutend zu und es fieng für das Gemeinwesen eine neue Epoche an. Früher war die Bevölkerung der Stadt sehr gering gewesen, eine Art Militärkolonie.

So lang der gefürchtete Löwe der Bähringer lebte, hatte Niemand große Lust, den, von ihm beschützen, jungen Bären zu necken, geschweige zu plagen; aber als der Gewaltige die Beute eines noch Gewaltiger geworden war, zeigten sich am jenseitigen Ufer zusehends häufiger Füchse und Marder, ja Luchse und Wölfe, letztere grinsend und zähnefletschend; allein unterdessen hatte der Muz einen tüchtigen Balg sammt Bähnen, Zäzen und Krallen bekommen und einen gewissen Respekt für sich selbst, der ihm Muth gab, unerschrocken hinüberzuschauen, wenn das Wolfsgeheul drüber sich hören ließ, ja gar auf die Störfriede anet der Aar Jagd zu machen.

Einiges über Erziehung.

Vor einigen Jahren erschien ein Schriftchen im Verlage der Druckerei des „Hinkenden Boten“ unter der Überschrift: Zwölf Artikel über die Erziehung der Kinder. Eine Schrift für das Volk, von einem Jugendfreunde. — Diese kleine Schrift wurde zwar von manchem Schulfreunde gerne gesehen und fand auch wohl in einige Familien ihren Zutritt; allein eine große Verbreitung in die Hütten des Volkes wurde ihr nicht zu Theil. Nun aber äußerte vor wenigen Wochen einer unserer wackersten Schullehrer dem „Hinken-

*) In Folge der zunehmenden Stadtbevölkerung entstanden in der öbern Stadt viel größere und kommoder eingerichtete Gasthöfe und Sankthäuser. Um die Mitte des XV. Jahrhunderts hatte ein Jakob Lombach ein so berühmtes Wirthshaus, daß man behauptete, zwischen Münberg und Lyon, sei man nirgends besser bewirthet als beim Lombach zu Bern.

den Boten“ gar angelegentlich den Wunsch, daß derselbe alljährlich ein Stück aus jenem Büchlein seinen Lesern mittheilen möchte, weil darin viele Goldhörner enthalten seien. Diesem Wunsche will der Vate gerne entsprechen. Er macht daher dieses Jahr den Anfang und hofft, es werde manche Lehre dieses Schriftchens eine wohlthätige Beherzigung finden.

I. Article.

Wie man kleine Kinder überfüttert.

Es hat einmal ein glaubwürdiger Doktor gesagt: „Täglich ein einziges Ei ist hinlänglich, um einen Menschen zu ernähren.“ Ich glaube es auch; doch will ich damit nicht sagen, daß Federmann nur soviel in einem Tage essen soll. Wer z. B. einen ganzen Tag dreschen oder mähen müßte, und er bekäme nur ein Ei, der würde nicht mit Unrecht den Doktor mit seinem einzigen Ei verwünschen. Dagegen glaube ich aber auch, mit dem Vielfressen sei's nicht gemacht, und selbst die, welche gewöhnlich nicht wenig essen, seien meiner Meinung. Man sieht ja so manchen mäßigen Esser, der dennoch gesund, kräftig und ein guter Arbeiter ist; jeder weiß aus Erfahrung, wie unwohl und unbehaglich es einem ist, wenn man etwa bei einer Mahlzeit des Guten zu viel aethan hat, wie unruhig man mit vollem Bauche schläft, wie unaufgelegt man sich dabei zu irgend einer Arbeit, und besonders zur Körfarbeit fühlt. — Wenn aber das Überladen des Magens bei ältern, stärkeren Leuten solche Wirkungen hervorbringt, könnte es denn bei jungen, schwachen Kindern anders sein? — Es ist wohl wahr Kinder, die stark wachsen und noch mehr leblich leben als geistig, mögen gewöhnlich viel

essen und trinken, und wer's hat, thut wohl, sie nicht Mangel leiden zu lassen. Ihnen öfters etwas geben und zwar bis sie gleichgültig scheinen gegen die Nahrung, oder bis sie eine vernünftige Portion zu sich genommen haben, das heißt noch nicht überfüttern. Wenn man aber den Kindern den lieben langen Tag immer nur einstoßt und einschüttet; wenn man sie, sobald sie weinen, mit Speis und Trank zu befriedigen sucht; wenn man sie zwingt, auch dann noch zu essen und zu trinken, wenn sie nicht mehr wollen, und ihnen das Bauchfell ausspannt wie ein Trommelfell; wenn man bei schon etwas größern Kindern die Essenszeit gar nicht bestimmt, sondern ihnen gibt, sobald sie wollen und so viel sie wollen, das — glaube ich — heißt denn doch überfüttern, und das ist viel schlimmer als man meint. Ich habe zwar nicht Doktor studirt und kenne nicht so haargenau, wie es mit den menschlichen Eingeweiden und ihren Verrichtungen beschaffen ist. Aber schon der gesunde Verstand sagt einem, daß die Verdauungskraft des Magens nicht ohne Grenzen ist; daß alles, was man zum Ueberflug genießt, gar nicht anschlägt, sondern nur als unnütze Last durch die Gedärme geht, was für zarte schwache Kindereingeweide natürlich sehr schädlich sein und Krankheit verursachen muß; daß man durch solche unverständige Ueberfütterung bei dem Kinde früh den Grund legt zu einem künftigen Vielfraß, der sich und Andern zur Last fällt; daß man endlich dadurch das geistige Erwachen des Kindes verhindert, ja das Kind vielleicht gar dumm und blöd füttert.

Nicht die Fülle, sondern die Zweckmäßigkeit und das verständige Maß der Nahrungsmittel machen gesunde, muntere, blühende

Kinder; hiezu wirken aber nicht minder eine liebevolle Behandlung, sttere Bewegung in der reinen frischen Luft, und Reinlichkeit, was leider viele Leute nicht zu begreifen scheinen, indem sie Alles nur mit Füttern machen wollen, und die Kinder nebenbei im Unrat und in heiser verpesteter Stubenluft fast verschmachten lassen.

Mutter, wer du auch seiest, denke reiflich über das nach, was ich dir wohlmeinend gesagt habe. Findest du, ich habe Recht, so benuze meinen Rath; thust du dies nicht, so bist du des schönen Namens Mutter nicht werth.

(Fortsetzung im nächsten Jahr.)

Naive Vorstellung.

An einem Kurort, wo eine Heilquelle war, deren Genuss schon manche Magenbeschwerden vermindert hat, pflegten sich nebst Hülfsuchenden aus der Nähe und Ferne, besonders an Sonntagen auch Leute einzufinden, die nicht an den eben erwähnten Nebeln littcn und dannzumal, sonderlich vom Tanzplatz, Indispositionen, von denen sie daheim frei geblieben wären, zurückbrachten, wie Herzklöpfen und dergleichen. — Den Feinschmeckern gieng dort nichts über die wohlbesetzte Mittagstafel. Einer derselben brachte eines Tages zwei Frauenzimmer zu der Tischgenossenschaft und präsentierte sie mit den Worten: Meine Herren und Damen! Ich habe die Ehre Ihnen hier meine Frau und meine Tochter vorzustellen. Die jüngere ist die Tochter.

Doppelsinn im Ausdruck.

Ein Arzt hestete neben dem messingenen Handgriffe seines Glockenzuges im Haugang

eine Karte an, worauf die Worte standen: „Wer mich zu consultiren wünscht, beliebe hier von Morgen 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr zu läuten.“ — Das gäb' m'r emel o 'nes tütschels G'schäll, wenn Eine hie inne so lang läute wett,“ meinte ein Rüher, der die Anzeige gelesen hatte.

Vorsichtsmaßregel.

Als in einem Dorfe ein verlaufener, fremder Hund einen einheimischen gebissen hatte, ließ der Obmann durch den Polizeier mit Trommelschlag folgende Verordnung öffentlich ausrufen: „Alle Besitzer von Hunden sollen von Stund' an bis auf weitern Bescheid zweckdienliche Maulkörbe tragen. Selbige, welche dieser Verordnung nicht nachleben, werden sofort einfach den Gerichten übergeben und haben alle daherigen Folgen sich selber beizumessen.“

Das Mundstück.

Eine, in den Ruhestand sich zurückziehende, Köchin setzte sich an einer Gantsleiterung in den Besitz einer alten Klystiersprize, die kein End- oder Ansatzstück hatte. Als sie einem Buchbinder den Auftrag ertheilen wollte, ihr zu dem ersteigerten Instrumente ein „Mundstück“ zu machen, erwiederte derselbe ärgerlich: Geht zu einem Fabrikanten; ich gebe mich nicht mit Klystiersprizzen ab!

Schreiben und Glauben sind zweierlei.

Ein gelehrter Sonderling, der sich selbst für eines der merkwürdigsten Kraft- und Originalgenies hiebt, die jemals in der Zeiten Lauf aufgetaucht seien, und sich häufig

der Redensart zu bedienen pflegte „Ich und andere große Philosophen“ — hatte jahrelang an einer Abhandlung gearbeitet, wodurch er seine Ideen über die Unsterblichkeit der menschlichen Seele sowohl der Mit- als der Nachwelt mitzutheilen wünschte. Sein Buch war zu zwei großen Quartbänden angewachsen; sonderbarerweise verbitterte ihm, trotz seiner Vorliebe für die Unsterblichkeitslehre, eine beständige Todesfurcht so sehr das Leben, daß er, auf den Fall hin, er könnte erkranken, bereits über zwei Centner Melissen- und Camillenthée unter seinem Dache aufgespeichert hatte. Einmal sprach er einem frommen Greisen von diesem Produkt seines jahrelangen Nachdenkens und wollte denselben verschern, das verfaßte Werk sei Allen unentbehrlich, die sich über das Jenseits richtige Begriffe zu machen wünschen. Der alte, vielerfahrene aber schlichte und wahre Christ erwiederte ihm mit heiterer Seelenruhe:

„Wie Gott will,
„So ist mein Ziel.“

Was Metallberührung vermag.

Ein über alle Maßen geiziges Fraucli war in Folge einer heftigen Bornaufwallung in eine tödtlich scheinende Erschöpfung und Schlafsucht verfallen, in welcher sie mehrere Tage und Nächte hintereinander wie gefühl- und leblos in ihrem Bette lag. Ihre ehrliche, betagte Kächin trug Bedenken, den Tod der Meisterin den Verwandten anzuzeigen, ehe der Arzt herbeigerufen worden sei und erklärt hätte, es sei ein wirklicher Hinscheid erfolgt. Die unter die Nase gehaltenen Riechfläschchen hatten keine Wir-

lung hervorgebracht. Ehe der Doktor stärkere Belebungsversuche anzuwenden beschloß, suchte er, da er den Gemüthszustand der Kranken kannte, von diesem aus auf ihren Körper zu wirken und legte ihr einige neue Fünfränkler in die geballte Hand. Nach einigen Minuten nahm er schon ein Zucken an ihren Fingern wahr; bald schlug sie die Augen auf, regte sich und ward durch die übergroße Freude, harte Thaler zu fühlen, von ihrer Schlafsucht befreit. „Bäbeli,“ sprach sie, „gieb mir ein Glas Wasser!“ Jetzt trat ihr Vetter, der von dem Vorfall gehört hatte und in der Hoffnung, als einziger Erbe den Nachlaß der Entschlafenen in Empfang nehmen zu können, in's Zimmer. Als er vernahm, welcher Wiederbelebungsversuch angewendet worden sei, sprach er: Ach, Herr Doktor, hättest Ihr doch die gute Base noch ein wenig ruhen lassen! — Der Arzt erwiederte: „Diese sehr interessante Wiederbelebung hat die elektro-magnetische Metallkraft des Silbers herbeigeführt.“ — „Flausen!“ brummte die Kächin vor sich hin: „Die Fünfränkler haben sie gekitzelt!“ —

Die Seelenwanderung.

Es war einmal ein Philosoph, der Pythagoras hieß und die Lehre vortrug, die Seelen der Abgeschiedenen müßten fortwährend, bis sie von ihren Leidenschaften durchaus befreit seien, Körper ändern, die ihnen als Behausungen angewiesen würden — er nannnte dies die Seelenwanderung. Der Geist eines Bornmüthigen fahre in einen Tiger, der eines Räubers in einen Wolf, derjenige des Schmeichlers in einen Kazenleib, ein Anderer gar in einen Bockkörper, der Wüstling in ein Mutterschwein u. s. w.

Unlängst bezeugte ein Sonderling, dessen Lieblingsstudium eben dieses pythagoräische System ist, er könne sich noch gar wohl an den Moment seiner Geburt erinnern, denn als er auf die Welt gekommen sei, sei dies sein erster Gedanke gewesen: „Gi, bist du auch wieder da?“

Liebvolles Gespräch zwischen Mann und Frau, die wegen Häusstreit verurtheilt worden waren, zusammen dreimal 24 Stunden eingesperrt zu werden und das Mues in der Gefangenschaft nur mit Einem Löffel zu essen.

Nachdem das Mannlein zuerst den Löffel ergriffen und eine Weile mit gutem Appetit gegessen hatte, unterbrach ihn das Weiblein, mit zornigem Blicke, leidend:

„O du hungerige Speckytechung du, friss emel nit no gar dr Hafe mit em Mues weg, süss muest ja-nis währli erworge. Gim-m'r dr Löffel, süss schreien-i-luut uuf!“

Nachdem sie den Löffel hastig ergriffen hatte und damit die Suppe umgerührt, daß sie drauf los, daß es schien, sie wolle nichts übrig lassen, so daß dem hungrigen Gesellschafter die Geduld auch ausgieng.

„Der Tag un-i mynem Leben ha-n-i doch nüt Uverschanders g'seh; het dr Landjäger nit g'seit, mier solles friedlt theile, du wüeste Hungerwolf? O hätti di doch niemale g'seh!“

Das Fraueli: Hättist mi la sy, i bi dr nüt nag'losse; du hest mi welle, hāb mi jiz, du schiessige Risel!

So gings fort, bis der Profos kam und den Arrestanten ankündigte, der Junker Land-

vogt habe befohlen, daß, weil eben Jahrmarkt sei, der Beklagte die Klägerin, ihm zur Strafe und Anderen zum Exempel, in einer Hütte am Rücken vor allen Leuten durch's Dorf tragen müsse. Der Leser kann sich's vorstellen, welch' allgemeines Gelächter diese Scene erregte. Geduldig unterzog sich der gebeugte Träger dem Befehl und schritt durch die Menge, während das Weib in der Hütte sich auch noch bei dem possirlichen Aufzuge nicht enthalten konnte, rechts und links den Zuschauern Spottnamen auszutheilen. Ein Nachbar des Ghepaars trat hinzu und sprach: Was bringst emel o hüt für Baar z'Mārit, Käbli? — Ach, seufzte dieser, we m'r se numme öpper abnäh weit, i gäb si spott wohlfel, aber es het Niemer Appetit darzu.

Unterdessen räsonirte das Brenz-Weiblein aus der Hütte den Kopf erhebend so ununterbrochen, daß ein rustiger Schmiedgeselle, der aus der Werkstatt auf die Straße herausgetreten war, den ungewöhnlichen Aufzug zu betrachten, sich nicht enthalten konnte, ihr lachend zuzurufen: Gi du rothes Reib-eisen! Sie, nicht faul, replizirte ihm: Schwyg du! Es ist no nie e rothe Rab' unterm Galge dureg'flog!

Nachdem das Mannlein mit saurer Mühe die schwere Last durch's Dorf getragen hatte, wurde ihm gestattet, frei nach Hause zurückzukehren; das Fraueli hingegen mußte, des lauten Schimpfens seines „wüsten Mauls“ wegen, dessen es sich sogar in der Hütte vor allem Volk nicht hatte enthalten können, noch einmal und zwar, weil's nun ein Wiederholungsfall war, zu Wasser und Brod in die Gefangenschaft.

Proben einer merkwürdigen Lautir-Methode aus der Neuzeit.

Ein Schulmeister sprach: Kinder, jetzt passt auf, damit ihr, was ich sage, recht capiret:

Die Kinder und die Kühe machen: „Muh!“

Das müst ihr lernen, liebe Kinder.

So sagt mir denn: Wie machen Küh und Kinder?

Die Kinder rufen: „Muh! Muh! Muh!“

Schulmeister: Die Schafe bldken jederzeit nur: „Bäh!“

Antwortet, daß ich's hören kann und seh!

Die Kinder: „Bäh! Bäh! Bäh!“

Schulmeister: Die Sprach der Geissen ist ein bloßes Meckern, So wie die Böcke, wenn sie schäckern.

Sie pflegen zu lautiren, blos mit: „Me!“

Wie ruft der Geißbock, he?

Kinder: „Me, e, e, e, e, eh!“

Schulmeister: Scharmant! Von aller Reckunst ist die die best, Und war's von jehher und is's immer g'west.

Zu rechter Zeit.

Ich habe Euch von Zweien erzählt, Die immer die rechte Zeit verfehlt; Der Eine kam leider, wie's oft so geht, Zu frühe, der Andre zu spät. Nun will ich Euch dies Mal von Einem berichten, Ohne auch nur ein Wörtchen hinzuzudichten,

Der war dem Unglück erst ganz geweiht, Weil immer er kam — zu rechter Zeit.

Sein Vater war ein drolliger Kauz, Das Muster so eines lustigen Krauts; Die Mutter, die hatte das Hauen und Sparen

Nicht selber erlebt, also auch nicht erfahren. Da kam Johanneeli grad auf die Welt, Als jetzt der Geldstag sich eingestellt.

Der Vater ruft mit halber Freud': Der Bub kommt jetzt auch zu rechter Zeit.

Des Dorfes Schulmeister war kein Kopf, Dem's etwa gefehlt an einem Kopf, Doch sah er ziemlich lange noch ein, Daß Vier entstehe aus zwei Mal Zwei'n. Johannesli ward in die Schule gesandt Gerad als der Meister — verlor den Verstand. So ward er von der Schule befreit, Das kam ihm natürlich zu rechter Zeit.

Schier dreißig Jahre war sie alt, Jedoch noch nicht ganz liebeskalt, Die Eisi, — die zum Weib er nahm, Als er die Büst nicht bekam. Sie wär als Jungfer sizen blieben, Im Girizimoos längst eingeschrieben. Da lachte Alles weit und breit, Hans nahm sie wirklich zu rechter Zeit.

Gleichwohl war die Eisi nicht ohne Herz, Nicht ohne Gefühl für fremden Schmerz. Einst war der Hans verreist in die Stadt, Als sich bei Eisi gemeldet hat Ein alter Verehrer, daß Gott erbarm' Zu ihr kam, die von Liebe noch warm. Aber Hans überraschte plötzlich sie heid', Für die kam er leider zu rechter Zeit.

Ein Vetter von ihm in Amerika Vererbte ihm Millionen; da

Lag sie und er auf dem Todtenbett,
Worin ihr das neue Unglück seht.
Sein Erbe, der kürzlich erst kam auf die
Gant,
Sich gar zu wohl bei dem Unfall befand.
Er stellte sich zwar zum Weinen bereit,
Und dachte dabei: „Die starben zur
Zeit.“

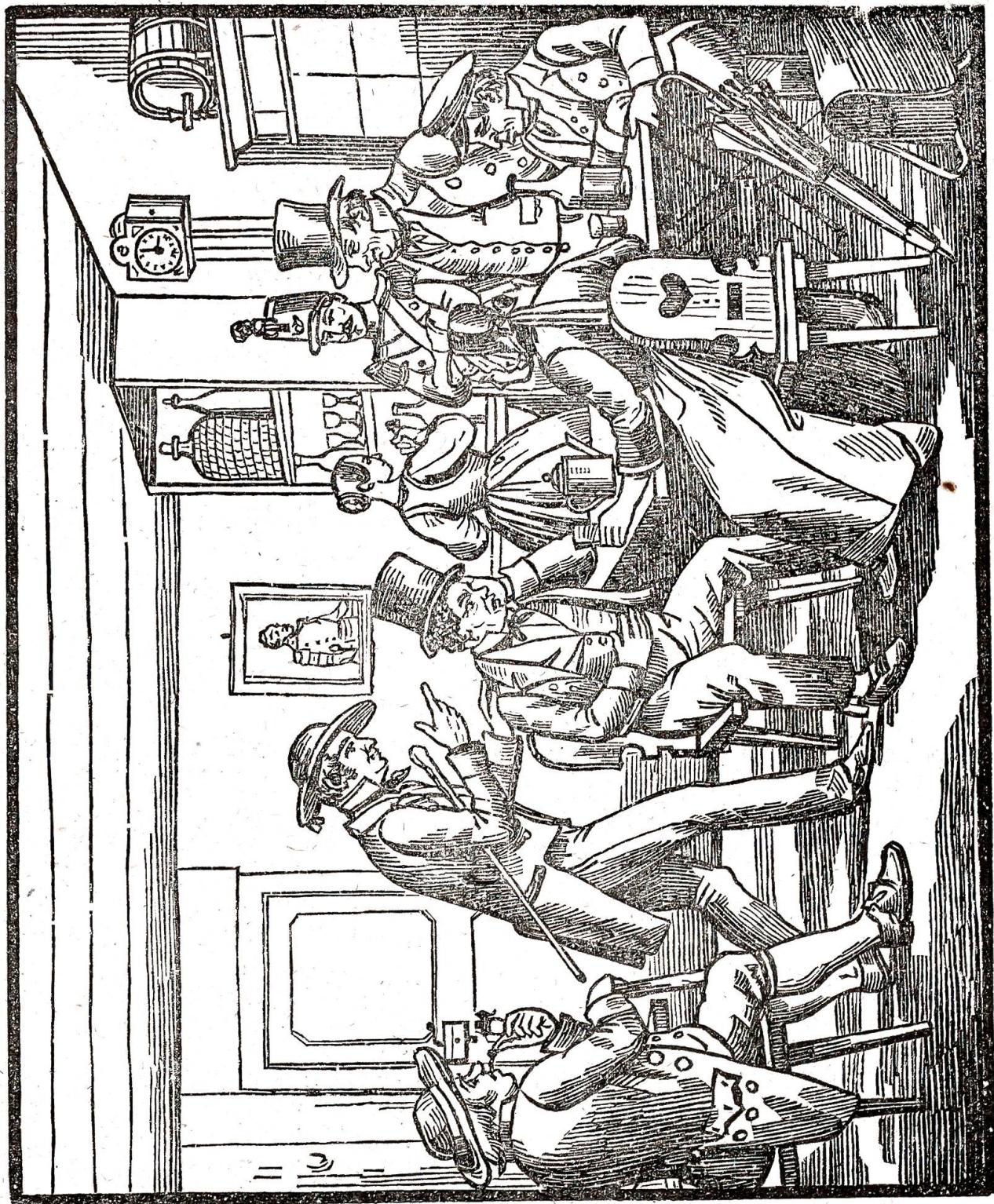
Wie ein Weggli Bauchweh machen kann.

(Mit einer Abbildung.)

Seitdem in den letzten Jahren des Friedens die Frequenz der Reisenden in unserem Lande so außerordentlich zugenommen hat, sind auch die Transportmittel für die Einheimischen wie für die Fremden vervielfältigt und namentlich die Omnibusdienste mit Landkutschen von der Hauptstadt aus nach allen Richtungen eingeführt worden. Wie es nun in öffentlichen Reisewagen geschehen muß, finden sich von ungefähr die buntscheckigsten Gesellschaften bisweilen in denselben ein, besonders auf der Route von Bern nach dem Oberlande, was einem Beobachter schon reichen Stoff zur Unterhaltung gewährt. Eines Morgens traf es sich, daß in einem, mit Passagieren vollgepropft, Omnibus ein rothbrechter jovialer weißer Müller neben einen ernsten brandschwarzen Kaminfeger und diesen gerade gegenüber ein munterer Siebenthaler zu sitzen kam, der bald seinem angeborenen Mutterwitz Luft machte mit lustigen Neckereien, und unter Anderem sagte, zwei Nasse könnten einander nicht trocknen, eher wär's möglich, daß ein Schwarzer einen Weissen brämen oder ein Weisser einen Schwarzen weiszgen könnte, das, zur Erheiterung der Reisegesellschaft,

auf den Kaminfeger und den Müller gemünzt war. Kurz vor der Abfahrt von Bern hatte der Siebenthaler ein paar, eben aus dem Backofen genommene, Weggli gekauft, um diesen ächt bernischen Leckerbissen den Seinigen heim zu bringen; die noch warme Eswaare schob er in die, an der inwendigen Seite des Kutschenschlags angebrachte Reisetasche, denkend, der mitgenommene Proviant werde darin gesichert genug sein. Was geschieht? — Als in Münsingen alle Reisenden, ausgenommen der Kaminfeger, aus dem Fuhrwerk herunterstiegen, um während des Fütterns der Pferde sich einige Bewegung zu geben, bemerkte der schlaue Siebenthaler, daß der im Kutschentaschen gebliebene rufige Cumpa sich's an den Weggli wohl schmecken ließ und hastig eines nach dem andern verzehrte. — „Warte,“ dachte Tener, „ich kann dir keine Zeugen stellen, aber meine Weggli sollen dir noch Bauchweh machen!“ Man stieg wieder ein — und richtig, die Semmelbrödchen waren verschwunden. Während der Fahrt bis Thun ließ der Bestohlene kein Wort verlauten über das, was er beobachtet hatte; allein, so wie man dort angelangt war und die Reisenden sich anschickten, aus dem Wagen zu steigen, griff er nach der Kutschentasche, die er in Bern zum Wegglibehälter auserkoren und sprach, da er sie ganz leer fand: „E d's Sacker! Was ist üus für 'nes Unglück biegegnet; es het doch nit öpper von üus vo dene vergiftete Weggli g'fresse, wo-n-i für d'Müüs da i die Kutschetasche g'leit ha, si sy alli weg!“ — Schwernoth sackerlot! schrie aufspringend der Kaminfeger, e myn! e myn! was ist mir orriwirt? — Was heit ihr Mano, daß dir so macht? fragte bestürzt eine gutmütige alte Bäurin, die neben ihm saß.

Wie ein Weggli Hauchweh machen kann.



32

Altes und Neues.

I ha Gift im Buuch, schrie er, es ist viel
z'übel gange; o Jocheli, o Jocheli, my Buuch,
my Buuch! — Schrecken ergriff alle Anwe-
senden mit Ausnahme des Siebenthalers,
der rief: Lauf eine, so fast als er mag, zum
Apithegger, er soll uf der Stell es Brech-
mittel bringe, da ist kei Zyt z'verliere!
Unterdessen war der Weggifresser todten-
blas im Wagen niedergesessen und hielt sich
den Unterleib, indem er kaum zu athmen
wagte und stöhnte: O die Weggli, ach die
Weggli! — Der bloße Gedanke, er sei ver-
giftet, hatte ihm so großen Schreck in alle
Glieder gejagt. Nach wenigen Augenblicken
brachte einer der Reisegesährten ein Brech-
mittel her, welches der Kaminfeger hastig
verschluckte. Die Bäurin, die ihn an der
Achsel hielt, damit er nicht umsinke, half
ihm aussteigen und führte ihn in eine nahe
gelegene Pinte, dem „ungfälligen Mäntschen“
wie sie ihn nannte, etwas Warmes geben
zu lassen; „er ist emel o ne Mäntschen“ —
sprach sie gutherzig. — Die Omnibus-
Passagiere trennten sich und der Sieben-
thaler sprach im Weggehen zum Weggli-
esser: I wünsche dr de gueti Besserig, du
chast mi no meh duure als d'Weggli, wo de
g'fresse hest. Kaum nachdem der russige Gast
in der, mit Schnapsbrüdern angefüllten,
Pinte niedergesessen war, soll das Brech-
mittel schon gewirkt haben, welcher neue
Spektakel auch unterblieben wäre, wenn
derjenige, den er am nächsten betraf, die
gute Lehre befolgt hatte, die der Hinkende
Bote an einem, an der Heerstraße gelege-
nen, Landhause gelesen:

Ich kam einmal in ein fremd Land;
Da war geschrieben an der Wand:
Sei fromm und verschwiegen,
Was nicht dein ist, las liegen.

Das nachstehende Versstück ist veranlaßt
worden durch eine, vor mehr als 300 Jahren
verfertigte, Glasmalerei nach der Zeichnung
des bekannten Dichters Niklaus Manuel von
Bern, worauf er einen Altberner aus den
Zeiten des ersten Stadtbau's von 1191 und
einen Stuizer aus dem sechzehnten Jahr-
hundert darstellte und in Versen dem eiteln
Junker durch den biedern, kräftigen Alten
den Text lesen oder, wie man zu sagen pflegt,
die Kuttlen waschen ließ. In dem, was hier
folgt, spricht der Alte zu einem entarteten,
verweichlichten Berner der Neuzeit, in der
Mitte des neunzehnten Jahrhunderts.

Von einem Alten möcht' ich lieber hören,
Als durch Windbeutel mich lassen bethören.
Bern's Ruhm einst allverbreitet war,
Bern's Mannschaft eine Heldenchaar.
Wenn ihres Gleichen spricht, so ist's, als fahr'
Ein Güterwagen mit schwerer Waar
Ueber eine gepflasterte Straße hin,
So gar gediegen ist ihr Sinn.

Ein goldener Apfel in silberner Schale
heißt
Ein Wort zur Zeit und wer sich befeißt,
Jedweden guten Rath in Freuen zu bewahren
Der wird die gute Frucht davon gewiß
erfahren.

Bist du geneigt, eines Alten Meinung zu
kennen,
So will ich dir deine Schäden nennen,
Aus Liebe zu jenem Bern fürwahr,
Das stets mein Stolz und Freude war.

Die Geschlechter, die Bern's Freiheit
erworben,
Sind jetzt fast alle ausgestorben. —
Der Edelleute Sinn hochherzig war

Und stark, bewahrt in jeglicher Gefahr.
Der Edelmuth war ihre schönste Tiere
Und anerkannt war solche hohe Würde.
Sie sonderten sich nicht vom Volke ab,
Sie pochten nicht auf großes Gut und Hab;
Wo's galt, für Volk und Land sich in den
Riß zu wagen,
Da sah man sie zum Sieg das Berner-
Banner tragen.

's wär leichter eine Stadt hoch in die Luft
zu bauen,
Als da regieren, wo kein recht Vertrauen
Mehr ist zu dem lieben Gott,
Anstatt der Frommkeit schnöder Spott.
Den Tag des Herren sollt ihr nimmer schänden
Sonst wird der Segen sich ganz von euch
wenden.
Den Sonntag macht nicht zum Sündentag,
Sonst kommt noch manche schwere Plag.
Thut von euch das Vergerniß, sonst bringt
Schand'

Dem ganzen Volk zu Stadt und Land.
Grännete, Gänsekopf und Sacklaufet,
Wüstthun, Wettsfresset und Ansaufet
Sind worden bei euch ein' Sonntagslust
Und nebstdem noch mancher andere Wüst.

Die Jungen der Alten Mahnung verachten
Und nur nach eitlem Lebewesen trachten.
Nach der Betglock' am Abend waren die
Gassen,
Von Buben und Mägdlein ganz verlassen,
Wie einst allwegen gebräuchlich war;
In Bescheidenheit aufwuchs die Kinderschaar.
Feuchtohrige Buben bei euch schon tubacken
Und fluchen ärger als wilde Polacken.
Raum ist einer im Stand für sich selber zu
sorgen,
Will er weiben, muß gar das Einzuggeld
borgen;

Die Kinder wirft er der Gemeinde dar.
„Mich damit plagen, wär' ich wohl ein
Narr“ —
So spricht er und will ein Staatsbürger sein
Und abstimmen helfen über Mein und Dein.
Der Fleischgeist hat überhandgenommen,
Gering ist worden die Zahl der Frommen;
Jetzt weiß man besser zu führen die Feder,
Als gegen das Unrecht zu ziehen vom Leder
Und den Flamberg zu schwingen, wie wir's
gethan.
Was wir errungen, das schaue an;
Was wir einst waren, nimm' in Acht,
Was ihr geworden seid, das betracht.
Brauchst Löwenpomade und Farbtintur
Und China-Salb', die geschwächte Natur
Zu stärken, den Bartwuchs zu mehren,
Die Haut über'm hohlen Schädel zu nähren.
Hamiltons Balsam und Macassar-Oel
Schmiert in seine Borsten gar mancher Göhl.

Ein Vater in hohen Ehren stand
Schrieb über der Thüre auf die Wand:
„Dies Haus steht da in Gottes Hand“
Solch' Aufschrift hältst du für eine Schand
Und meinst, vor Verheerung und vor Bliken,
Die Assekuranz kön' s besser schützen.
Mit Güterabtretung Mancher reicher wird
Und seine Gläubiger frech anschmiert.
Ihr habt nicht mutig dem Unrecht gewehrt,
Habt Gottes Ordnung oft verkehrt.
Deshwegen sind kommen Fehljaahr' und
Seuchen,
Ihr sahet den alten Segen weichen.
Die Eintracht zu pflegen war'n wir beslossen,
Ihr habt ihr Band gar oft zerrissen.

Soll das Glück sich wieder zu euch wenden,
So lernet werken mit fleißigen Händen.
Mit Gott, lieber Junger, in jedweder Sach,

Den Anfang und das Ende mach;
Dann wird Er sich wieder zu dir bekennen,
Dann kannst du ihn deinen Hausherrn
nennen.

Die Abweichung von der Hauptfrage durch eine allegorische Scene erläutert.

Es war einmal ein Gemeinderath, der mit dem, seiner Verwaltung anvertrauten, Gemeindsvermögen liederlich gewirthschaftet hatte, namentlich durch eine Menge unndthiger Ausgaben, worunter die von den Gemeinderathsmitgliedern für sich selbst in Rechnung gebrachten Taglbhne eine übermäßig große Summe verschlangen. Das Defizit wurde so riesenhaft, daß die Gemeindsbehörde sich entschloß, im nämlichen Jahre eine zweite Tell einzufordern. Der Vorschlag mußte jedoch zuerst der Gemeinde selbst mitgetheilt werden. Die tellpflichtigen Gemeindsbürger wurden zusammenberufen, um über den, in der Vorberathung des Gemeinderathes behandelten, Gegenstand zu entscheiden. Da wagte ein verständiges, fleißiges Mannli, seine Stimme zu erheben und sagte: „Der Gemeinderath sei für die Gemeinde da, derselben Nutzen zu fördern und Schaden zu wenden, wie er eidlich dazu verpflichtet sei; wenn er eifriger für die Gemeinde, anstatt für sich selber, gesorgt hätte, so wäre die erste Tell mehr als hinreichend gewesen, die Ausgaben zu decken.“ Auf diese treffende Bemerkung erwiederte der Präsident: das gehört nicht zur Sache, du weichst von der Hauptfrage ab! — „Warum sott das nit zur Sach u zur Hauptfrag' g'höre? replizirte das Mannli, mebettlet ja wiederume neu! Stäüre. — Hauptfrag' oder nit Hauptfrag', ihr möchtet wie-

der Geld — das ist d'Sach. Das G'schäft chunt mir grad so vor, wie wenn d's Wirths Chöchi i Hühnerhof giengi und dert zum G'stigel säge würd: Liebi Fründ, so und so ist d'Sach; wie weit d'r am liebste ungfresse sh, gsotte oder brate oder a-ne-re Schlüdere? Eis vo de Hühnere seit: La du üüs ungfresse u la-n-is rühwig, 'selb wär üüs z'liebste. Dem seit d'Chöchi: „du wychst vo d'r Hauptfrag ab.“ — Jetzt erhob die ganze Gemeindsversammlung ein schallendes Gelächter und einer der Tellpflichtigen rief: Das Mannli hat den Nagel auf den Kopf getroffen. Ein anderer sagte: Herr Präsident, meine Herren! — Seit langen Jahren ist kein so verständiges Wort in einer Gemeindsversammlung gesprochen worden; ich stelle den Antrag, daß zur fortwährenden Erinnerung die Gemeinde oder Bausame von einem geschickten Maler das abkonterfeien und sauber malen lasse, wie des Wirths Chöchin, das Schlachtmesser in der Hand, mit den Hühnern im Hof aufbegehrt und wie ein gescheidtes Huhn ihr die Meinung sagt. Das Gemälde auf Gemeindeskosten soll man dann in die Gerichtsstube hängen, worin der Gemeinderath seine Sitzungen halten soll, daß er an den Hühnern ein Beispiel nehme, wenn er die Malerei anschaut. Ja, sagte ein Dritter, Herr Präsident, meine Herren! Und ich stelle noch den Antrag, daß man dem Hinkenden Boten, wenn er bei uns vorbei hümpet, Kenntniß gebe von dem Vorgefallenen, damit es durch ihn im ganzen Land bekannt werde; ich begrehe, daß über meinen Antrag abgestimmt werde. Die Mitglieder des Gemeinderathes enthielten sich der Abstimmung, hingegen die tellpflichtigen Bürger stimmten einhellig; der Vorschlag ward angenommen, der Ge-

meindrath mit seiner Steuerbettelei abgewiesen und noch jetzt kann Jedermann in der Gemeinderathssube den gelungenen Holzschnitt im Farbendruck sehen, wie die fette Köchin mit den Hähnern unterhandelt, während das gescheidteste derselben mit einem Fuß vortritt und der Hahn sich anschickt, der Schlächterin gegen den Kopf zu fliegen.

Verdienste um die Aufklärung.

Ein Laternenpußer und Anzünder erhielt bei einem Ehrenansasse, an dem das Publikum mit Wohlgefallen seinen Diensteifer bemerkte, von der Ortsbehörde eine Gratifikation in Geld zur Aufmunterung, in seiner Pflichttreue fortzufahren. Im folgenden Jahre kam er mit einer Bittschrift bei der Illuminations-Kommission ein, worin er das Ansuchen stellte: „Da seine Verdienste um die öffentliche Aufklärung nicht in Abrede gestellt werden könnten, so trage er unterthänigst und bescheidenst darauf an, daß ihm, als wohlbestelltem und bewährtem Pußer und Anzünder der Tit. Laternen, die Besoldung zeitgemäß erhöht werden möchte.“

— Als er dem Präsidenten der Erleuchtungskommission diesen Wunsch eröffnete, antwortete ihm derselbe: „Aber Benz! Es ist dir ja von Seite der Ortsbehörde kaum vor einem Jahr ein namhaftes Geschenk zur Aufmunterung deines bescheidenen Beträgens gemacht worden, wie darfst du's jetzt schon wagen, eine Extra-Gratifikation zu verlangen, wie hast du dich zur Verlautbarung dieses anmassungsvollen Begehrens entschließen können?“ Der Petent erwiederte: Herr Präsident! Auf diese Frage kann ich Ihnen nur antworten, was ich im Uebergang von einem Franzosen gelernt habe,

der zu sagen pflegte: „L'appétit vient en mangeant“ oder zu deutsch: Der Appetit kommt einem oft erst, wenn man etwas Gutes zu essen bekommen hat.

Die bestrafte Geldgier.

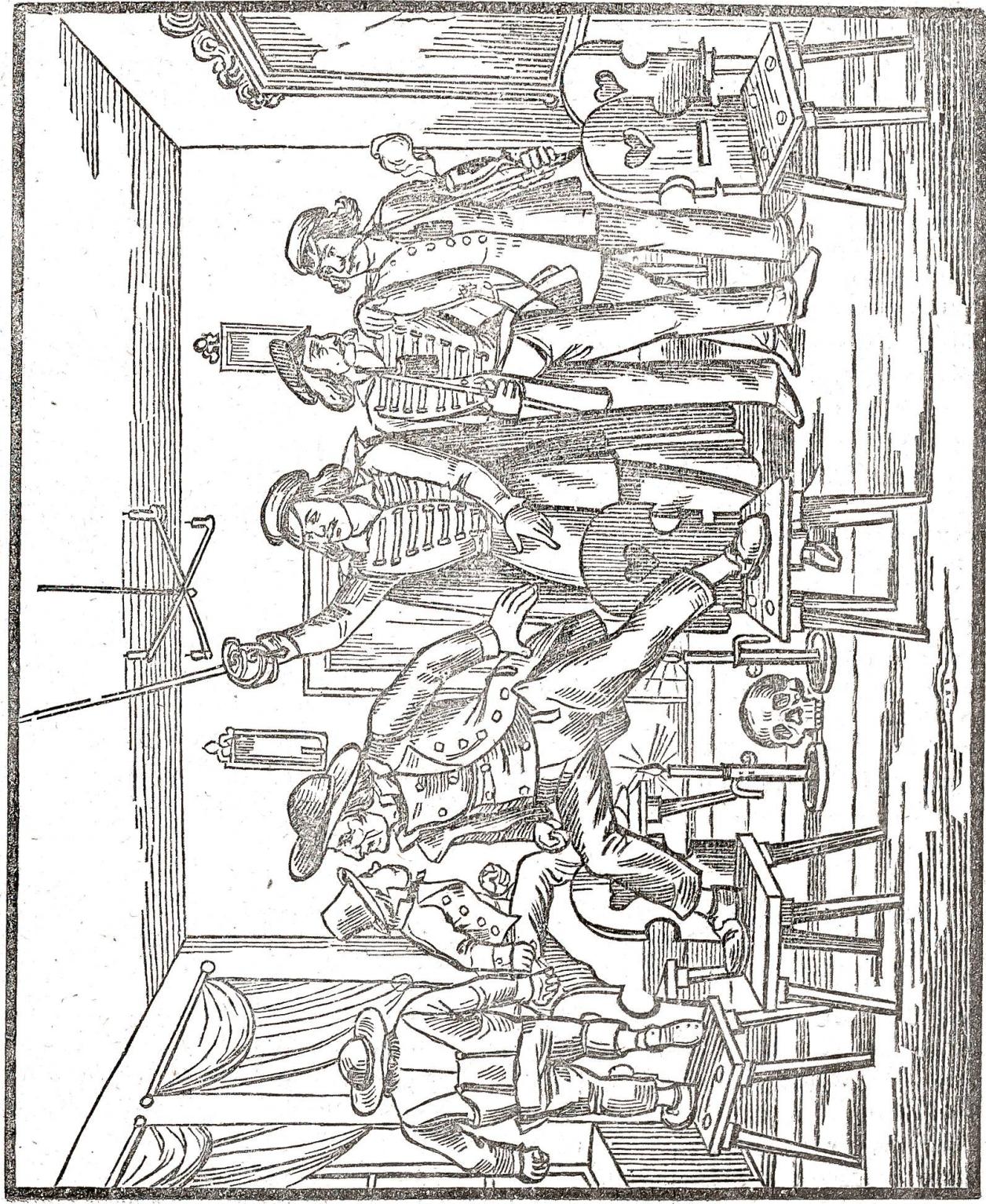
(Hiezu eine Abbildung.)

Der Vate will euch, liebe Leser, ein Beispiel vor Augen führen, wie Genussucht und Geldgier, die Menschen betören können. Der Vate kehrte eines Abends auf seiner Wanderschaft in der Nähe einer Stadt in einem Wirthshaus ein, um seinen müden Stelzfuß ausruhen zu lassen und den durstigen Gaumen mit einem Schöpplein Lacôte zu erquicken. Es war eben großer Markttag in der Stadt gewesen, und die Landleute giengen langsam heimwärts; nur hin und wieder blieb einer von ihnen an der verührerischen Taverne hängen, und brachte dem Wirth seinen Opferpfennig. Hier gieng es lustig her. Vorn an einem Tische saßen einige junge Leute, welchen man an ihren heiteren Mienen gar wohl ansah, daß sie sich im Leben noch nicht viel Kummer und Sorgen machten. Sie hatten bunte Mützen auf ihren gräßlichen Strubelköpfen, bliesen große Tabakswolken aus ihren langen Pfeifen, tranken wie die Bürstenbinder, sangen fröhliche Lieder, und hatten schon eine große Vigete geleerter Flaschen als Siegeszeichen auf dem Tische liegen. Diesen Herren gegenüber saßen bei einer Flasche saueren Landweins einige arme Bäurlein und Landschuhmacher, welche, vom Markte heimkehrend, einander über die schlechten Geschäfte klagten und jämmerlich seufzten über den geringen heute gemachten Gewinn. Sie sahen mit lüsternen Blicken auf die großen Herren

und glücklichen Becher hinüber, und einer von ihnen fragte heimlich den Wirth was das für Leute seien, die so lustig und ungesorgt sich ihres Lebens freuen könnten. Der spaßhafte Kauz von Wirth gab ihnen den Bescheid, es wären dieses Brüder eines geheimen Ordens, und diese hätten Geld genug in alle Spiel und könnten in Saus und Braus leben. „So,“ entgegnete der durstige Schuster. „Chönnet ihr üs nit mit ihne bikannt mache, daß mer o chönnte i dä glücklich Orde ufg'no werde? — „Warum nit, nüt liechters als das; i will's dem Präses oben am Tisch scho sage, für ne paar Mäasli Wy werde sie euch scho in ihre geheime Bund ufnäh, und dir heit de Geld gnue.“ — Unterdessen rückten auf das freundliche Zuwinken des Präses, mit welchem der Wirth das Nöthige verabredet hatte, die armen Bäurlein und Schuster fröhlich an den Bechtisch ihrer zukünftigen Ordensbrüder, und nun wurde auf ihre Kosten erst wacker gezecht, da sich die frischen Ankommlinge im Geiste schon große Herren und Gutsbesitzer wählten. Mittlerweil wurde im oberen Stock des Wirthshauses, welcher gewöhnlich den vermeintlichen Ordensbrüdern als Fechtboden diente, schnell alles hergerichtet, um die Aufnahmefeierlichkeit mit den bereits benebelten Bauern und Schustern vorzunehmen. Auf Befragen der letztern, wann nach der Aufnahme in den Orden ihnen die erste Geldlieferung verabfolgt würde, stellte der Präses dieselbe genau in 14 Tagen in Aussicht, wobei die Kandidaten vor Freude hell auf jauchzten. Nun wurden dieselben mit verbundenen Augen in das Gemach geführt, wo sie die Proben der Aufnahme ablegen sollten. Als ihnen hier die Binde von den Augen ge-

nommen war, sahen sie sich in einem großen Saal, in einem Kreise weit von einander gestellter hölzerner Stühle; in der Mitte des Saales lag ein Todtenkopf mit zwei kreuzweise übereinander gelegten Schwertern; dabei brannten zwei Wachslichter. Der Präses, in einen schwarzen Mantel gehüllt, trat nun vor und befahl den schlitternden Schustern, die Stühle zu besteigen und auf das ihnen mit dem Schwerte zu gebende Zeichen von einem Stuhle zum andern zu springen und auf diese Weise den Kreis der Stühle fünfzig mal hintereinander, so schnell wie möglich zu durchlaufen ohne auszuruhen. Nun trat der Meister in den Kreis, ergriff das Schwert und schwang es einmal nach allen vier Weltgegenden, wo das Geld herkommen sollte, in der Luft herum, indem er einige fürchterliche Beschwörungsformeln an alle dienstbaren Geister feierlich hersagte, so daß den Bauern die Haare zu Berg standen und sie schlitterten wie Espenlaub. Jetzt gab der Meister das bewußte Zeichen und die Kandidaten sprangen nun wie unsinnig auf den Stühlen im Kreise herum, bis ihnen der Angstschweiß auf die Stirne trat, während auf dem Gange der Wirth mit seinen Helfershelfern einen wahren Teufelstrumor anstellte. Als sie dermaßen müde gesagt waren, daß sie allmählig von den Stühlen herunterpurzelten, löschte der Meister die Lichter aus, und die unglücklichen Kandidaten befanden sich im Dunkeln. Der Präses machte sich leise aus dem Saal und ließ die gefästten Leichtgläubigen stehen. Diese kehrten endlich, nachdem sie den Ausgang gefunden, in die Gaststube zurück, erblickten aber dort nichts mehr als ihre Wätsäcklein und leere Flaschen. Ihr Ränzchen über die Schulter werfend, wünsch-

Die bestrafte Geldgier.



ten sie sich zu dem wichtigen Ereignisse Glück und giengen vergnügt nach Hause. Nach 14 Tagen stellten sich die vermeintlichen Ordensbrüder richtig ein, um das ihnen versprochene Geld in Empfang zu nehmen; allein der schlaue Wirth bedeutete ihnen, er hätte seithet keinen mehr von den Herren gesehen. So zogen denn die Geprallten fluchend von dannen und gelobten einander, von nun an wieder tüchtig das Leder zu Klopfen und zu arbeiten, und keine solche unvernünftige Spekulationen mehr zu machen.

O, lieber Leser höre:
„Arbeite im Beruf!“
„So lautete die Lehre,
Als Gott den Menschen schuf.“

Naturgeschichte der einheimischen Vögel. (Fortsetzung von früheren Jahrgängen.)

Das Schößli, so nennen wir was die Deutschen Hänfling, Bluthänfling, u. s. w. nennen. Dieser Vogel erscheint nach Alter und Jahren in so verschiedenen Farben, daß man sonst mancherlei Vogel daraus mache. Er wohnt in den Bergen, und kommt nur im Herbst in die Ebene herab.

Der Distler, Distelfink, ist allgemein bekannt, und hat den Namen davon, daß er gern Distelsamen frisst. Federmann kennt ihn ohne Beschreibung. Bergdistler und gemeiner Distler ist der nämliche Vogel.

Zeisli, Zeisig, ist ebenso bekannt; kommt auch erst im Herbst, und dann in ziemlicher Menge. Sie fressen vorzüglich Erlensamen.

Der Gilbrig, Goldammer, am Vorderleib goldgelb, das Männchen auch am Kopf. Ist nicht häufig, aber allen bekannt.

Seine nächsten Verwandten, wie Moosgilbrig u. a. sind sehr selten.

Jetzt kommen die sogenannten Kuchivögel, die deutsch „Drosseln“, französisch Grives heißen.

Der Mistler ist der größte, die weiße-Gurgel hat dreieckige, die Brust halbmond-förmige schwarze Flecken. Er ist der erste, der im Frühling seine Stimme im Walde erhebt. Die klebrigen Mistelbeeren frisst er gern. Sie gehn in seinem Miste von ihm, leben an den Nesten, und pflanzen sich so fort. Er brütet bei uns in den Wäldern, und zieht im Winter fort.

Der Rechholder-Vogel, der in Deutschland der Kramervogel heißt, ist am Kopf und untern Rücken hellgrau, am Rücken braun; der Unterleib herzförmig gesleckt. Er kommt spät im Herbst bei uns an, bleibt den Winter über, und zieht gegen den Frühling wieder in mitternächtliche Länder.

Die Dröste, deutsch Singdrossel, ist einer unserer angenehmsten Singvögel; gleich dem Mistler, ist aber viel kleiner.

Die Winze, die kleinste, an den Seiten des Halses ein brauner Fleck, unter den Flügeln rostroth.

Die Ringamsel ist ein Bergvogel. Sie ist schwärzlich, die Ränder der Federn weiß und grau, auf der Brust ein weißer Flecken, wie ein Halbmond, bald größer, bald kleiner.

Die gemeine Amsel, das alte Männchen schwarz, mit gelbem Schnabel und Augenring, die Jungen und die Weibchen schwärzbraun. Sie bleiben das ganze Jahr da und pfeifen schön.

Unter den Flügeln der Stare (Rinderstrahlen) findet sich dann und wann die ro-

senfarbene Umsel ein, aber sehr selten. Der Kopf hat einen Federbusch und ist, wie der Hals, die Flügel und der Schwanz schwarz, das Uebrije rosenfarb. Sie wohnt im südlichen Russland, wo sie durch Vertilgung der so schädlichen Wanderheuschrecken sehr nützlich wird.

Die schöne Goldamsel nicht zu vergessen. Das Männchen ist schön gelb, Flügel und Schwanz sind schwarz. Das Weibchen ist grün, unten schmückig weißgrünlich, mit braunen Strichen. Sie baut ein besonders merkwürdiges Nest; ist aber in unserm Kanton selten, am ersten noch in der Gegend am Leberberg anzutreffen.

Alle diese Arten von Drosseln sind durchaus unschädlich, denn sie nähren sich von Insekten und Würmern, und im Herbst von Beeren aller Art. Wenn sie auch hier und da ein paar Kirschen oder Traubenbeeren naschen, so ist der Schaden nicht der Rede werth, insonderheit da sie leider in unserm Lande je länger je seltener werden. Es sind diejenigen Vogel, die man für die Küche fängt, weil sie, gebraten, gut zu essen sind.

Ein sehr schöner Vogel, den aber Viele nicht kennen, und nie gesehen haben, ist der Seidenschwanz. Er ist nicht viel größer als ein Fink, röthlich-grau, hat einen zurückgelegten Federbusch am Kopf, an den Schwungfedern im Flügel sind kleine, hell-rothe Spiken; die größern Schwungfedern haben an der Spitze eine gelbe oder weiße Einfassung, der Schwanz einen schwefelgelben Saum. Er wohnt in den Ländern gegen Mitternacht und kommt selten im Spätherbst zu uns, oft viele Jahre nicht, und nur wenn in seinem Vaterlande gar herbe, schneereiche Winter, bei uns aber hilbere sind. Dann

kommt er in großen Schaaren, und zieht im Frühling wieder heim, — glückliche Reise. Wir glauben jetzt nicht mehr, wie vor Altem, daß du Krieg oder Pestilenz bedeutest, und wissen, daß du keinen Schaden thust.

Die Wasseramsel ist überall an den Bächen und Flüssen, lebt von Wasser-Insekten, und geht diesen nach bis auf den Grund des Baches; wo er dann herumspazirt. Er schadet gar nicht, ist zwar überall, aber nirgends häufig.

Komm her du lustiger Hanswurst, Rinderstral. Seht doch wie lustig er die Flügel schüttelt. Hört wie er in einem fort plaudert und faulerwelsch parlirt. Schwätz einmal vernünftig und erzähl uns von dir selber. He nu! Ich bin ja schwarz und weiß gesprengt, und meine Federn glänzen grün, purpur und Gold, und bin doch gar nicht hochmuthig. Ein Astloch ist mir gut genug zur Wohnung, und meine Nahrung sind weder Pasteten noch Käckli, sondern Insekten. Ich bin euch sehr nützlich, fresse Heustüffel, Grasswurm, Regenwurm, und lese den Schafen und Kühen die Beeten ab. Ja! ja! Aber und die Kirschen die du stihlst? Oho! gönnt ihr mir denn gar nichts Gutes? Verdien ich nichts dafür, daß ich so viel Thiere vertilge, die Euch schaden? Soll ich — Halt! Wir sind ja zufrieden und wollen dir gerne ein Küsslein in den Baum hängen, damit du darin nisten kannst.

Die Fliegenfänger sind kleine Vogelchen, mit kurzen, dreieckigen, an der Wurzel breiten Schnäbeln, die am Rande steife Borsten haben. Sie leben in Eichwäldern und einsamen Baumgärten, und nähren sich nur von Insekten und Beeren. Sie sind nirgends häufig. Man kennt zwei Arten, deren eine

grau, die andere schwarz und weiß ist. Ganz unschädlich.

Gi was sind die Bachstelzen für hübsche, flinke, freundliche Thierlein, die keinem Menschen etwas zu Leide thun, und nur von Inseln und Würmlein leben, die sie an Bächen und Flüssen, auf den frisch geplügten Aecfern, auf den Haasdächern, oder bei den Schaf- und Viehherden fangen. Wir haben drei Arten: die weiße oder blaue Bachstelze ist die gemeinste: die graue ist oben dunkel-ashgrau, Brust und Bauch hochgelb, am Männchen die Kehle schwarz, am Weibchen röthlich-weiß. Diese hat den längsten Schwanz. Die gelbe Bachstelze ist oben braungrau, unten schön gelb, hat keine schwarze Kehle und einen kürzern Schwanz.

(Fortsetzung folgt.)

Geberdenspiel.

Es giebt Komödianten, die mit ihren Augen und Gesichtsmuskeln den Ausdruck eines jeden Gefühls und jeder Leidenschaft vorstellen können, während der ganze übrige Leib unbeweglich bleibt; ja sie können Grimassen schneiden, daß die Gräinner an den sogenannten „Gränneten“ nur Narren dagegen seien, wie einer behauptet hat. Ein solcher Grimassenschneider war im Stande, am Tisch sitzend, vor einer ganzen Gesellschaft alle Gefühle von der schwärzesten Verzweiflung an bis zum freudigsten Entzücken aufs allertäuschendste nachzuahmen, ohne ein einziges Wort dazu zu sprechen. Hochtrabend nannte er diese Darstellung das „Ut-re-mi“ der Leidenschaften oder die „Gamme der Kunst“ und den „Höhepunkt oder die Vollendung des Darstellungsvermögens.“

An einer Martinimesse ließ er sich auch zu Bern in einer Hütte auf dem Zeughaus-plateau sehen und machte auf gedruckten Gedanken bekannt, er wolle auf seinem Gesichte einen gräßlichen Seesturm vorstellen, der sich wie ein Orkan auf dem Weltmeer ausnehmen werde. Seine Nase werde ein Kriegsschiff bedeuten, die Backen werden bewegten Meereswellen, steigenden und sinkenden, gleichen; aus den Augen würden Blitze schießen und aus seinem Munde der Donner rollen.

Ein Bauer, der in die Hütte gegangen war, solch' unerhörten Spektakel zu sehen, sprach beim Herauskommen: „D's Geld reut mi notti, wo'n i für dā Ufslath gäh ha; we my's Büss daheim z'rechtem ertaubet ist, so tha das de noh viel wüester gränne und brühle als dā Hanswurst da.“

Der Herr Bürstli.

Es war einmal ein Dorfmagnat der „Bürstli“ hieß und wollte, daß sein Sohn mit der Zeit wenigstens Rathsherr werden sollte. Das merkte sich der Junge bei Seiten und als er sich für einen Beruf entscheiden sollte, sagte er: „Papa,“ (Den Namen Aetti oder Att auszusprechen war ihm verboten worden,) „Papa, i wott Erybuuf werde, so verdiene=n=i Geld u d'Vüt sage m'r de: „Herr!“ — Es geschah also; er wurde Erybuuf, Leuteplager, und Mancher, der ihn auf sich zukommen sah, fieng an zu schlotten. Es gieng jedoch nicht lange, so war das Verslein über ihn weit herum verbreitet und sogar an der Wirthshauslaube angeschlagen:

Dieses Bürstli ist unter den Bürsten,
Was die Blutwurst unter den Bürsten.

Dem hei mer's zeigt.

Als im Jahr 1813 die eidgendsischen Truppen von den Grenzen heimkehrten und ihnen, auf dem Fuße nach, die Österreicher in und durch die Schweiz marschirten, traf es sich, daß zwei Berner-Dragonier, die aus der Stadt gegen Rehnsäz zu ritten, in ziemlich weiter Entfernung hinter sich her, einen weißen österreichischen Dragoner kommen sahen. Unsere beiden Kavalleristen wurden bei diesem Anblick sehr bestürzt und gaben ihren Pferden die Spornen. Der Österreicher merkte den Spaß und ritt ihnen auch etwas rascher nach. Als die Helden sich wieder umsahen und den Gefürchteten erblickten, der ihnen munter nachtrabte, geriethen sie in eine so große Furcht, daß sie im gestreckten Galopp mit verhängten Zügeln davon jagten und beinahe atemlos auf ihren schweißtiefenden Rossen zu Belp ankamen, wo sie von der „Affaire“ erzählten, die sie mit einem österreichischen Kavalleristen auf der Straße gehabt hätten; sie schlossen den Bericht über ihre Waffenthat mit den Worten: „Aber dem hei mer's zeigt!“

Nußanwendung:

„Rühmt dir ein Brähler seine Tapferkeit,
So denk an's Wort: Dem hei mer's
zeigt.“

Der Aufenthalt am Schatten.

Es war ein Landvogt, der bei der Verwaltung seines Amtes den Grundsatz befolgte, streng auf das Verhalten der Gemeindesgesetzten zu achten; weil, so wie beim Militär der Oberst die Offiziere zu pünktlicher Beobachtung ihrer Pflichten an-

zuhalten habe, wenn die Soldaten im Gehorsam erhalten werden sollen, im Gemeindeleben vor Allem aus die Vorgesetzten an genaue Beobachtung des Gesetzes gewöhnt sein müssen, wenn die Gemeinde in gutem Stand bleiben solle. Daher geschah es nicht selten, daß er nachlässige Gemeindebeamte, vom Statthalter bis zum Provos, vor sich ins Schloß beschied und, wenn sie einer Pflichtvernachlässigung überwiesen waren, sogleich in die Gefangenschaft setzte. Untern andern war öfters auch ein Gerichtssäß, der schon mehrere Male, seiner Nachlässigkeit wegen, des Abends im Schloß behalten worden war, im Arrest. Wenn derselbe, sei's zitirt oder aus freien Stücken, zu Besorgung eines Geschäftes, auf den Amtssitz sich begab, so pflegte er beim Abschied von seiner Frau derselben zu sagen: „Wenn i öppen = am Abe nit hei chume, so hab' de bei Chummer für mi u denk de, i syg numme = am Schatte, dā im Schloß heig' mi wiederum'e versorget.“

Zu viel taugt nicht.

Ein Vorgesetzter aus der nämlichen Gemeinde, von welcher so eben die Rede war, wurde einmal vom Junker Landvogt zum Mittagsmahl eingeladen; mehrere vornehme Frauen aus der Stadt waren eben auf Besuch da und der Gerichtssäß betrug sich so artig und höflich, als ihm möglich war. Als eine feine Art von Kirschsuppe servirt wurde, stand er in der Meinung, es sei höchst unanständig, in so vornehmer Gesellschaft die Kirschensteine aus dem Munde wieder herauszulassen, nachdem sie in denselben hineingekommen seien. Allein fataler

Weise konnte er es auch nicht über sich bringen, sie hinunter zu schlucken. Nichts desto weniger als er mit gutem Appetit drauf los und behielt die Kirschensteine im Munde, bis derselbe so vollgepfropft war, daß er nichts mehr hineinbringen konnte. Nun war er in der größten Verlegenheit; er hätte sich gern empfehlen und weggehen mögen, scheute sich jedoch das Gespräch der Anwesenden auf irgend eine Weise zu stören. Unglücklicher Weise kam ihn in diesem peinlichen Augenblicke gar noch der Husten an, wobei sich wie aus einem Mörserschuß die ganze Kirschenladung seines Mundes über die prächtig besetzte Tafel hin verbreitete. Erschrocken stand er auf und sprach: „I daich es wär z' Beste i gieng hei. Ergüß, Junker Landvogt, so oppis ist mir i mym Lebe no niene biegegn.“

Die Historie vom Professor Dreifuß.

In einer Stadt, euch wohl bekannt,
Lebt einst ein Professor, Dreifuß genannt.
Jedoch gieng er nie auf mehr als zwei
Füßen, 
Was alle Leser wohl glauben müssen.
Gar Manche hatten den Namen belacht,
Ja endlich sogar einen Streich erdacht.
Studenten warens und zwar ihrer zwei,
Die lange studirt auf die Schelmeret.
Der Herr Professor gieng oft über Land,
Wo er beim Biere Erholung fand,
Er kam jedoch immer um zehn Uhr nach
Haus,
Sonst hatt' er mit seiner Frau einen
Strauß.
Um neun Uhr wurde geschlossen das Thor,
Doch stand von da an ein Wächter davor,
Der gegen ein Trinkgeld Einlaß verschaffte

Und nebenbei jeden verdächtig begaffte.
Als einstmals ein neuer Wächter da stand,
War auch Herr Dreifuß weit über Land.
Gerade schlug es drei Viertel auf zehn,
Da konnte man einen Studenten sehn,
Der an das Thor kam und Einlaß begehrte
Sich aber zugleich über Zwang sehr be-
schwerte.

„Wie heißen Sie?“ rufst der Wächter
mit Schrecken;

„Macht auf! Ich heiss Ein Fuß und will
da hinein.“

Gleich hört man den Schlüssel in's Loch
hinein stecken

Und rasch spaziert unser Ein Fuß herein.
Da plötzlich der Wächter Schritte vernahm,
Ein Zeichen, daß schon wieder Jemand kam.
Er schloß daher nicht, sondern wartete still
Mit eines Anfängers bangem Gefühl.

Da kam der Zweite. „Und wie heißen
Sie?“

So ängstlich frug wohl ein Wächter noch nie.
Ich heisse Zweifuß; beim Donner, macht
auf!

Sonst geb' ich Euch Prügel mit in den
Kauf.“

Jetzt war unser Wächter gewaltig verdutzt,
Und doch hat das ihm sehr wenig genutzt;
Er mußte den Zweifuß noch eintreten sehn,
Es mocht' ihm nun gut oder schlimm er-
gehn.

Nun aber verschloß er gar zornig das Thor
Und nahm' mit heiligem Eifer sich vor,
Es möge da wandeln wer woll' auf den
Straßen,

Er werde herein jetzt Keinen mehr lassen.
Jetzt kommt ganz schüchtern ein kleines
Männchen

Und klopft an's Thor mit gar feinen
Händchen.

Agisch nimmt unser Wächter einen kecken Lauf.

„Wer da, wie heißt Ihr?“ braust er auf.
Unser Männlein, der Herr Professor, erschrickt,

Da er das neue Gesicht erblickt.

„Ich heiße — Dreifuß, flüstert er leise
„Wie?“ „Dreifuß!“ „Nein, das ist
außer der Weise;“

„Der Ein- und Zweifuß sind schon zu viel,
Der Dreifuß bleib' wo er bleiben will.“ —
Der Herr Professor hat nun die Nacht
Im Wirthshaus, außer der Stadt, zu-
gebracht.

Das Ende vom Liede, was musste es sein?
Mein Leser, das las ich dich selber errathen,
Eine Lehre aber nimm mit dir heim,
Sie heißt: Besleiß dich in allen Thaten
Zu thun was du thun willst, zu rechter Zeit,
Wirst dann selten was thun, das dich später
gereut.

Ohne Uebertreibung.

Ein geübter Reiter rühmte vor seinen Kameraden die seltene Schnelligkeit seines Pferdes auf folgende Weise: „Ihr seht hier am dicken Ende meiner Reitpeitsche ein Pfeischen; wenn ich nun mein Pferd in Galopp setze, so braust mir der Kerl mit so rasender Geschwindigkeit auf und davon, daß das Pfeischen bei dem furchterlichen Luftzuge von selbst zu pfeifen anfängt.“

Ein alter Offizier, der gerne von seinen Kriegserlebnissen erzählte, gab einmal folgende Geschichte zum Besten: „Es handelte sich darum, an einem sumpfigen Oste in Ungarn die Kanonen durch den Morast an einen höher gelegenen trockenen Ort zu bringen.

Die Mannschaft legte Balken und Laden auf den Boden und suchte die Kanonen darüber hinwegzuziehen. Die Anstrengung der armen Soldaten war dabei so groß, daß die daneben stehenden Offiziere alle vom bloßen Zuschauen Brüche bekamen.“

Glaube es wer kann!

Bewährte Sprüche der Alten in neuer Form.

In Scherz und Ernst das Leben geht vorüber;
Brauch' es gewissenhaft, dann gehts dir wohl,
mein Lieber!

Hopfen und Malz ist ganz verloren
Am Bettler, dem Faulheit angeboren.

Der russisch-türkische Krieg.

In einem Augenblicke, wo nach langer Friedenszeit wieder gewaltige Truppenmassen von vier europäischen Mächten sich feindlich im Oriente gegenüberstehen, wo die Blicke von ganz Europa mit gespannter Erwartung auf die blutigen Ereignisse in der Türkei gerichtet sind, ziemt es sich, daß auch der hinkende Bote seinen Lesern einige Auftritte aus den Kämpfen vor Augen führe, welche seit dem Anfange des letzten Winters auf jenem großen Kriegsschauplatze vorfielen. Eine zusammenhängende Darstellung der Entstehung und des ganzen bisherigen Fortganges des Krieges zu geben, erlaubt die Kürze des Raumes nicht. Wir müssen uns für dieses Mal auf die Erwähnung zweier hervorstechender Ereignisse aus der ersten Epoche des russisch-türkischen Krieges beschränken, aus jener Zeit des verflossenen Winters, wo

noch keine alliirte Flotte in der Osseee die russischen Häfen blockte, wo die englisch-französische Flotte noch nicht ins schwarze Meer gesegelt war, sondern noch als ruhige Zuschauerin in Erwartung der kommenden Ereignisse im Meere von Marmora und in der Bai von Beikos vor Anker lag, wo noch kleine englischen und französischen Landtruppen in ungeheuern Massen den weiten Weg nach Gallipoli, dem schönen Byzanz, nach Adrianopel und Varna angetreten hatten, sondern wo einstweilen nur noch die Türken und die Russen sich an der Donau gegenüberstanden und sich die Uebergänge über diesen gewaltigen Strom streitig machten, und wo die Flühen des schwarzen Meeres nur noch Kriegsschiffe mit russischer oder türkischer Flagge zu Gesicht bekamen.

1. Die Zerstörung der türkischen Flotte zu Sinope.

(Siehe die Abbildung).

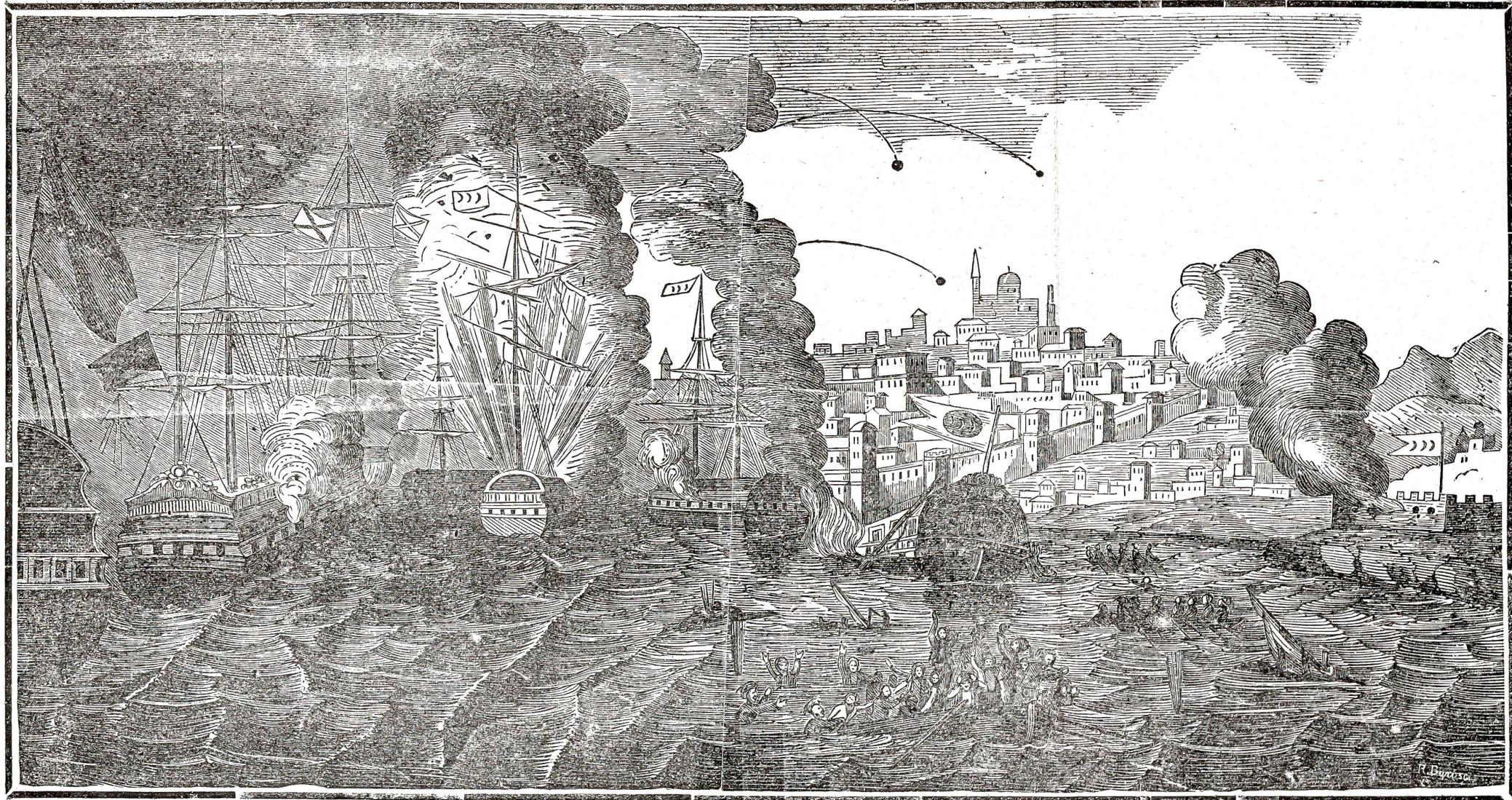
Wenn der Vate seinen Lesern vorerst ein Segefecht darzustellen wünscht, so hat er bis jetzt keine große Auswahl. Außer einem kurzen Bombardement der Handelsstadt Odessa am schwarzen Meere fand bis jetzt nur noch das weit wichtigere und für die türkische Flotte verderbliche Segefecht zu Sinope statt, wobei die Türkei einen bedeutenden Theil ihrer Seemacht einbüßte. Wohl hört man zwar gerade jetzt einerseits von einem zu erwartenden Angriffe der alliirten Flotten auf die Alands-Inseln in der Osseee, am Eingange des bothnischen Meerbusens sprechen und anderseits mit noch größerer Bestimmtheit von einem nahe bevorstehenden Ueberfall der furchtbaren russischen Festung Sebastopol an der

Südspitze der Krimm im schwarzen Meere. Allein der Vate hat nicht Zeit länger zu warten, ob es den Flotten gefalle bald einmal etwas Ernstliches vorzunehmen, zumal wenn er seine Erzählung mit zwei schönen Abbildungen zu verherrlichen wünscht *).

Die uralte Stadt Sinope (das Sinub der Türken), der Geburtsort des griechischen Philosophen Diogenes, und ehemals die Hauptstadt des Königs Mithridates, schon 71 Jahre vor Christi Geburt vom römischen Feldherrn Lucullus erobert, — liegt in Anatolien, an der Südküste des schwarzen Meeres, halbwegs von Konstantinopel nach Trapezunt und ungefähr 100 Stunden von jeder dieser beiden Städte. Sie gehört zum großen Paschalik Angora, hat 8—10,000 Einwohner und ist auf einer Halbinsel, welche in Form eines Vorgebirges ins Meer vorspringt. Der Hafen dehnt sich im Osten der Stadt aus, ist aber nicht durch Hafendämme geschlossen und wird durch Batterien und das Kastell der Stadt, ein großes vierckiges Gebäude, das aus den Zeiten der griechischen Kaiser herührt, vertheidigt. Die Bedeutung von Sinope besteht in seinem Schiffbau-Arsenal, dem einzigen, das außer jenem von Konstantinopel in der Türkei besteht. Man baut dort Linienschiffe und Fregatten. Die Festigungen des Hafens sind unvollkommen und in schlechtem Stand. Seit 40 Jahren ist der Platz ohne Reparatur geblieben. Durch diese Sorglosigkeit der Türken wurde

*) Nach den so eben (Ende August) eingetroffenen Nachrichten sind nun in der That die Alands-Inseln von den Engländern und Franzosen besetzt und ist die dortige Festung Bomarsund von denselben eingenommen worden. Die Expedition gegen die Krimm und Sebastopol soll auf unbestimmte Zeit verschoben sein.

1. Die Zerstörung der türkischen Flotte zu Sinope.



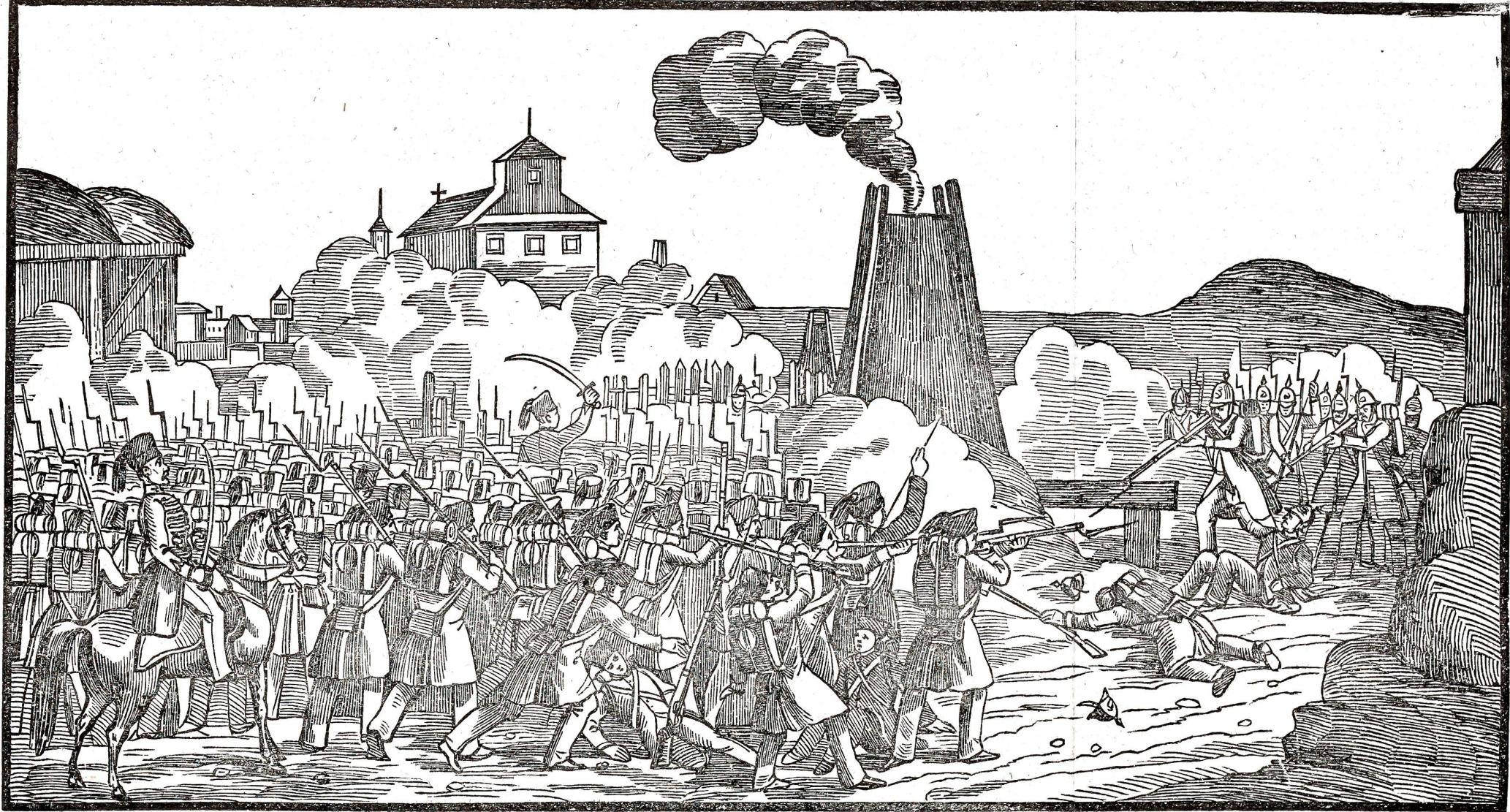
es den Russen möglich, den äußerst mangelhaften geschützten Hafen zu überrumpeln und zugleich einen Theil der Stadt in Brand zu schießen.

Gegen das Ende Dezembers 1853 lag eine türkische Flottenabteilung, im Ganzen aus 14 Segeln bestehend, im Hafen von Sinope vor Anker. Dieselbe hatte Truppen an Bord, welche zur Verstärkung der Streitkräfte im Kaukasus bestimmt waren, und mit denen vorerst ein Angriff auf Sukum-Kale, einen russischen Hafen an der Ostküste des schwarzen Meeres, beabsichtigt wurde. Die Türken gaben sich einer unerhörten Sorglosigkeit hin, obgleich schon am 23. November drei russische Linienschiffe im Angesicht des Hafens erschienen waren und 4 Tage lang auf der Rhede kreuzten. Am 29. November erhielten die Russen Verstärkung und bestanden nun aus 3 Linienschiffen von 3 Kanonenreihen, 2 Linienschiffen mit 2 Kanonenreihen, 2 Segelfregatten und 4 Dampfern. Diese Flottendivision stand unter den Befehlen des russischen Vize-Admirals Rakchimoff. Am 30. November gegen Mittag legte sich die russische Flotte am Eingang des Hafens vor Anker, und das russische Admiralschiff gab der türkischen Eskadre Signale. Was diese bedeuteten, wurde nicht recht bekannt; man glaubte aber, daß sie die Absendung eines Parlamentärs anzeigen, denn es wurde gleichzeitig vom Admiralschiff eine Barke ins Meer gelassen. Nach den einen Berichten wurde, bevor diese Barke herabgelassen war, von den Türken die Kanonade eröffnet, während von anderer Seite auf das Bestimmteste behauptet wird, die russische Flotte habe die ganz ruhig vor Anker liegende türkische sofort ohne weiters über-

fallen. Genug, es begann nun von russischer Seite ein furchtbares Feuer, welches dem türkischen weit überlegen war. Da die Russen ein viel größeres Kaliber besaßen und da ihr Geschütz weiter trug, so konnten sie sich in einer Entfernung halten, welche das schwächere und schlechter bediente Geschütz des türkischen Geschwaders für sie fast unschädlich machte. Vor den schweren Kanonen der Hafenbatterien schützte sie die eigene Ungeschicklichkeit der Türken, indem diese ihre Schiffe so aufgestellt hatten, daß sie den Kugeln der Strandbatterien im Wege lagen. Die Kanonade dauerte drei Stunden, wobei die Stadt Sinope mit Kugeln überschüttet wurde. Die Türken suchten nun ihren Fehler dadurch zu verbessern, daß sie die Ankerketten durchschnitten und die Schiffe ans Land treiben ließen. Jetzt konnten ihre Strandbatterien spielen, aber die Russen warfen Bomben, um sie zum Schweigen zu bringen. Das Bombardement stieckte die Schiffe in Brand und auch das türkische Quartier der Stadt geriet in Flammen. Nun begann der furchtbare Moment. Das Flammenmeer und die Explosionen, welche weithin Trümmer und zerrissene Leichname schleuderten, waren das Schrecklichste was ein Mensch je erleben konnte. Das Entsetzen erreichte seinen höchsten Grad als nun auch die Nacht eintrat. Erst am andern Tag ließ sich das Unheil übersehen. Der Strand bot einen scheußlichen Anblick dar, er war bedeckt mit Schiffstrümmern, verstümmelten Leichen und Gliedern. Die türkische Flotte war zerstört, das türkische Stadtquartier ganz niedergebrannt, auch in den andern Stadtvierteln von Sinope waren die Häuser von Kugeln durchlöchert, jedoch von keinen

Bomben getroffen, welche unfehlbar wo sie hinsaßen zünden müssten, da ganz Sinope, wie alle orientalischen Städte, von Holz erbaut ist. Der türkische Contre-Admiral Husein Remsi Pascha wurde als Leiche aus dem Wasser gezogen. Der Kommandant des Geschwaders, Osman Pascha, war schwer verwundet mit 200 Offizieren und Soldaten in Gefangenschaft gerathen. Der Gouverneur von Sinope und der Kommandant der Hafenbatterien, sowie die türkischen Ortsbehörden hatten gleich beim Beginn der Schlacht die Flucht nach den Gebirgen ergriffen. Die Soldaten der Besatzung und was sich von den Schiffen retten konnte, war ebenfalls geslossen. Die türkische Eskadre war thut in den Grund gebohrt, theils in Flammen aufgegangen und durch die Explosion der Pulverkammer in die Luft geslogen. Einzelne Schiffe waren sogar durch die eigenen Befehlshaber in die Luft gesprengt worden. Von den 5000 Leuten der Mannschaft auf den türkischen Schiffen blieben höchstens 1500 am Leben. Auch ein britisches Kauffahrteischiff, welches gerade im Hafen von Sinope lag, bekam während des Kampfes einige russische Kugeln, die ihm zwei Mann töteten; dann fiel eine brennende türkische Fregatte auf daselbe, so daß es ebenfalls in Brand geriet und zerstört wurde. Der Kapitän und seine überlebenden Seeleute retteten sich ans Land, nämlich ins Freie, wo sie einen Tag ohne Nahrung und Obdach blieben, von den Türken beraubt und misshandelt und endlich von dem österreichischen Konsularagenten aus ihrer lebensgefährlichen Lage errettet wurden. — Der Schaden, den die Türken bei Sinope erlitten, wurde auf 8 bis 10 Millionen Silberrubel Werth angegeben, wobei der Verlust der an Bord gewesenen Kästen mit sehr namhaften Beträgen, wovon eine gerettet wurde, nicht gerechnet ist. Nach amtlichen Berichten verloren die Türken vor Sinope folgende Schiffe: Nizamie von 60 Kanonen, befehligt von Kadi-Bey und mit Husein-Pascha an Bord. Diese beiden Offiziere sprengten die Fregatte selbst in die Luft und wurden mit ihren Trümmern in den Flüthen begraben; Nesim mit 52 Kanonen wurde in den Grund gebohrt, der Kommandant, Hasan Bey, getötet; Navit mit 52 Kanonen; der Kommandant, Ali-Bey, sprengte das Schiff ebenfalls in die Luft; Kaid mit 50 Kanonen in den Grund gebohrt; der Kommandant, Edham Bey, konnte sich retten; Dimiar, ägyptische Fregatte mit 44 Kanonen, in den Grund gebohrt; Osman Pascha, der sich auf derselben befand, wurde von den Russen mit zerschmettertem Schenkel gefangen. Vier kleinere Schiffe mit zusammen 120 Kanonen und ein Dampfschiff mit 4 Kanonen blieben höchstens 1500 am Leben. Auch ein britisches Kauffahrteischiff, welches gerade im Hafen von Sinope lag, bekam während des Kampfes einige russische Kugeln, die ihm zwei Mann töteten; dann fiel eine brennende türkische Fregatte auf daselbe, so daß es ebenfalls in Brand geriet und zerstört wurde. Der Kapitän und seine überlebenden Seeleute retteten sich ans Land, nämlich ins Freie, wo sie einen Tag ohne Nahrung und Obdach blieben, von den Türken beraubt und misshandelt und endlich von dem österreichischen Konsularagenten aus ihrer lebensgefährlichen Lage errettet wurden. — Die Zerstörung des türkischen Geschwaders zu Sinope gab den nächsten Anlaß zu dem einige Zeit hernach erfolgten Einlaufen der vereinigten englisch-französischen Flotte in das schwarze Meer.

2. Die Kämpfe bei Kalafat und Esetate.



2. Die Kämpfe bei Kalafat und Esetate. (Siehe vorstehende Abbildung.)

Werfen wir nun noch einen Blick auf die Kämpfe, welche kurze Zeit nach dem Ereignisse von Sinope, zwischen den Russen und Türken zu Lande an der Donau vorfielen, so begegnen wir in den ersten Tagen des verflossenen Januars den blutigen und oft wiederholten Angriffen auf Kalafat und Esetate. Einer der nächsten Angriffspunkte der Russen an der Donau war die Stadt und Festung Biddin, mit etwa 25,000 Einwohnern, die einzige türkische Donaufestung, welche noch niemals erobert wurde, der Schlüssel von Serbien und zur Straße nach Sofia, auf der ein feindliches Heer am leichtesten nach Konstantinopel vordringt. Um dieser Festung neue Stützpunkte zu geben, wurde die dortige große Donauinsel von den Türken durch Erdwälle geschützt und diese mit schwerem Geschütze besetzt. Beide Arme der Donau wurden überbrückt und die am linken Ufer gelegene Stadt Kalafat in eine formliche Festung umgewandelt. Die ganze Stadt wurde mit Verschanzungen umgeben, welche sich von da über einen weiten Bezirk ausdehnten und acht Ortschaften in sich schlossen. Biddin, Kalafat und das ganze dazu gehörige Netz von Befestigungen wurde mit einigen hundert Geschützen vom schwersten Kaliber und im Ganzen von ungefähr 50,000 Mann unter den Befehlen des Oberfeldherrn Omer Pascha selbst und der geschicktesten Generale und Offiziere der türkischen Armee besetzt, so daß es allerdings für den russischen General, Fürsten Gortschakoff, eine schwere Aufgabe war, sie daraus zu vertreiben. Die Eroberung der Befestigungen von Kalafat und die

Zurückwerfung der Türken auf das rechte Ufer der Donau war die Absicht der russischen Feldherren. Zwei russische Divisionen unter dem Oberbefehl des Generals Anrep, zusammen in der Stärke von 26,000 Mann befanden sich in der kleinen Wallachei und erhielten am 21. Dezember den Befehl zum Vorrücken gegen die türkische Stellung. Die Division Dannenberg bewegte sich von Karakol gegen Radovan, während die Division Fischbach ihrerseits von Krajowa nach Radovan vorging und sich der halbmondförmigen türkischen Position näherte. Die Russen besetzten nun eine Reihe der einige Stunden von Kalafat gelegenen Dörfer und Anhöhen und stiessen an Esetate, eines dieser Dörfer, zu befestigen. Um sie an diesem Vorhaben zu hindern, fanden schon in den letzten Tagen des Dezembers und den ersten des Januars sehr heisse Schermüchel statt. Meist war es die Reiterei, welche mit den Kosaken schermühte, wobei beide Theile ihre meisterhaften Reiterkünste entfalteten. Am 6. Januar nahmen diese Gefechte einen sehr ernsthaften Charakter an. Selim Pascha (Graf Selinski) griff unter dem Oberbefehl von Ismael Pascha mit etwa 6000 Mann Vormittags Esetate an, das der russische Oberst Baumgarten mit dem Regimente Tobolsk, überhaupt ungefähr 3500 Mann Infanterie, 1500 Reitern und 6 Geschützen vertheidigte. Um 2 Uhr unternahm ein türkisches Bataillon einen Bajonettangriff, trieb fünf russische Kompanien zurück und nahm die russischen Geschütze. Als das Gefecht bereits beendet war, traf der russische General Bellegarde mit 3000 Mann frischer Truppen auf der Wahlstatt ein und es gelang ihm, drei der verlorenen Geschütze wieder zu nehmen und die Türken eine

halbe Meile weit hinter Esetate zurück zu drängen. Hier aber erhielten auch die Türken Verstärkung und der Kampf hörte bei einbrechender Dunkelheit auf. Am folgenden Tage erneuerte sich das Gefecht. Ismael-, Mustapha- und Achmet Pascha führten 14 Bataillone, 4 Batterien und 3 Regimenter Kavallerie gegen die Russen, welche 15 Bataillone, 24 Geschütze und 3 Regimenter Reiterei in den Kampf brachten. Die Türken behaupten an diesen Tag den Russen einen Verlust von 4000 Mann beigebracht zu haben. Die Russen zogen sich gegen Radovan zurück und ließen Esetate nebst einigen andern Ortschaften in den Händen der Türken. — Der heisste Schlachttag war aber der 8. Januar, an welchem das Gefecht etwa dreiviertel Meilen hinter Esetate gegen Radovan zu entbrannte und sich an der Straße nach letztem Orte fortwälzte. Die Russen tritten mit einer Erbitterung, welche den Muth der Türken zu erschüttern anstieß. In diesem bedenklichen Augenblicke erschien der Oberfeldherr Omer Pascha, der an diesem Tage mit einem Theile seines Hauptquartiers von Russchuk in Biddin eingetroffen war, persönlich auf dem Schlachtfelde und führte 2 Bataillone, eine halbe Schwadron und anderthalb Batterien mit sich. Diese Verstärkung verlieh den Wankenden neue Kräfte und nach beidseitigen schweren Verlusten sahen sich die Russen zum Rückzuge genötigt. Auf jeder Seite standen an diesem Tage etwa 15,000 Mann im Gefecht. Am 9. fand eine Art Waffenruhe statt, wogegen der folgende Tag fast eben so blutig war als der 8. Januar. Die besten Truppen von beiden Seiten wurden wiederholt ins Feuer geführt. — Eine Entscheidungsschlacht ist

zwar aus dieser mehrtägigen Reihenfolge von Gefechten nicht geworden. Die Russen behaupteten Radovan, den Schlüssel ihrer Stellung. Allein sie vermochten weder das befestigte Kalafat einzunehmen noch sich in ihrer Stellung in Esetate festzusezen, und mußten daher auf die Hoffnung, einen Donauübergang bei Biddin und Kalafat zu bewerkstelligen, Verzicht leisten. Nach der Wiener medizinischen Wochenschrift betrug der Verlust vom 30. Dezember bis 8. Januar auf türkischer Seite 471 Mann, überhaupt aber eine Einbuße von 1300 Mann; nach den geführten Listen fehlten den Russen 1143 Mann. Die russischen Berichte gestehen selbst, daß ihnen 20 Offiziere, darunter 3 Bataillonschefs getötet und 23 Offiziere verwundet worden sind. — Einige Zeit nach diesen blutigen Gefechten bei Kalafat und Esetate räumten die Russen die kleine Wallachei indem sie sich hinter die Aluta zurückzogen.

Dagegen überschritten bekanntlich seither die Russen im letzten Frühjahr die Donau in der Gegend der Donaumündungen bei Isakbscha und Matschin und besetzten die Dobrudscha, das zwischen der Donau und schwarzen Meer einerseits und zwischen den Festungen Matschin und Isakbscha und dem Trojanswall anderseits gelegene Land. Bekannt ist ferner die mehrwochentliche Belagerung der an der Donau gelegenen türkischen Festung Silistria durch die Russen. Angreifer und Vertheidiger dieser Festung kämpften mit dem größten Heldenmuth. Die Russen sollen vor Silistria an 12,000 Mann verloren haben. Am 23. Juni wurde die Belagerung aufgehoben und bald nachher die Dobrudscha, ferner die Wallachei und ein Theil der Moldau von den Russen

geräumt, welche sich Anfangs August bis hinter den Fluß Sereth zurückzogen. — Ob die Gerüchte von einem bevorstehenden Angriff der verbündeten Flotten auf Sebastopol in der Krimm, dem wichtigsten und äußerst stark befestigten russischen Hafen im schwarzen Meere, gegründet seien, ob die von andern Seiten gehegten Hoffnungen auf wieder anzuknüpfende Friedensunterhandlungen sich verwirklichen werden, — oder ob wir nun erst den Anfang eines furchtbaren europäischen Krieges gesehen haben, in welchen allmählig noch andere Großmächte, als die jetzt dabei beteiligten, verslochten werden können, — das Alles kann uns erst die Zukunft lehren.

Der Anfang der Geschichte Bern's.

Der Bote hat im verflossenen Jahre davon gesprochen, er denke daran, nach und nach eine kurze Geschichte unsres Landes zu geben und will nun diese Arbeit versuchen. Aller Anfang aber ist schwer und wenn die gelehrtesten Männer manches noch dunkel und ungewiß finden in diesen alten Zeiten, so wird der geneigte Leser billigermaßen vom Boten eben nicht verlangen, daß er alles besser wissen solle.

Vor zweitausend Jahren ungefähr wohnte in unserm Lande ein Volk, die Helvetier geheißen. Sie waren lange durch ihre Tapferkeit bekannt gewesen, wurden es aber mehr noch durch ihr Unglück. Als ihnen nämlich ihr rauhes Land nicht mehr genügte und sie sich nach einem mildern Himmelsstriche umsehen wollten, beschlossen sie in einer großen Versammlung ihres Volkes, auszuwandern, wie Ein Mann. Und es zogen

über Dreimalhunderttausend aus — sie und ihre Nachbarn — nachdem sie ihre größern und kleineren Niederlassungen verbrannt hatten, um allen Auswandernden die Lust zur Rückkehr in die alte Heimat zu bemehmern. Allein es kam anders als sie gerechnet hatten. Als sie an der Gränze ihres Landes angekommen waren, verlangten sie den Durchpaß durch das Nachbarland. Der wurde ihnen von den Römern abgeschlagen, damals dem mächtigsten Volke weit und breit. Iulius Cäsar hieß derselben Feldherr, ein Mann der gerade wie der alte Fritz, der Preußenheld im vorigen Jahrhundert, eben so gut mit der Feder umzugehen wußte wie mit dem Schwerte, welcher diesen Krieg gegen unser Vorfahren auch mit gleicher Meisterhand beschrieben hat, wie er ihn gescheit zu führen verstanden hatte. Zuerst hielt er sie durch schlaue Unterhandlungen hin, bis er die Gränzen befestiget und geschützt und seine Truppen gesammelt und geübt hatte. Es gieng ungefähr wie Anno 1798. — Ihr wißt's ja wohl — wo man auch viel zu lange mit dem Dreischlagen gewartet hat. Genug ungeacht aller wilden Tapferkeit und verzweifelten Gegenwehr wurden unsere Vorfahren zuerst theilweise überfallen, dann auch von den viel besser bewaffneten Feinden durch ihre größere Kriegskunst in offener Feldschlacht besiegt. Der Sieger hieß die Ueberwundenen — es war etwa der dritte Theil noch übrig geblieben — in ihre Heimat zurückkehren. Das Land wurde römisch. Der kriegerische Geist des Volkes war gebrochen; sie pflanzten jetzt das Land wieder an und bauten meist ihre früheren Niederlassungen wieder auf; ihre neuen Herren, deren manche ins Land kamen, lehrten sie bessern, sorgfältiger An-

bau des Landes, sie legten schöne Landsitze an in angenehmer Gegend, welche sie gar wohl auszuwählen verstanden. Das Land blühte nach und nach wieder; wir kennen zahlreiche Niederlassungen aus jener Zeit, den ersten Jahrhunderten unserer christlichen Zeitrechnung. Von Mailand her über den großen Bernhardsberg durch das Unterwallis und Welschland nach Aventicum (Vislisburg), der alten Helvetischen Hauptstadt, führte die große römische Heerstraße, welche von da über Murten, das ganze heutige Seeland durchschneidend, gegen Solothurn, von da nach Augusta im Lande der Rauracher (Baselangst) und an den Rhein führte; ein Zweig davon führte ebendahin durch den Jura. Dieser Straße entlang, sowie den Gewässern nach, auch die Alare hinauf bis zum schönen Thunersee mußten sich die meisten Niederlassungen ansiedeln. Denn Straßen zu bauen verstanden die alten Römer — sieht man doch jetzt nach bald 2000 Jahren noch so viele wohl erhaltene Reste davon.

Aber es gab hierauf wieder schlimmere Seiten. Es wälzten sich von Norden und Nordosten her immer neue Völkerstämme gegen die Gränzen des ungeheuern römischen Reiches hin und machten besonders unter schwachen Regenten bald hie bald da verheerende Einfälle in die angränzenden römischen Länder, welche sie von Zeit zu Zeit wiederholten und bei immer schwächer werdendem Widerstande allmählig den Ruin der meisten blühenden Niederlassungen veranlaßten, so daß das von den Römern endlich verlassene Land fast zur Wüste und von den eindringenden Völkern besetzt wurde, von den Burgunden und Allemannen, welche später beide dem mächtigern Frankenstamme weichen mußten.

Ohne Zweifel war schon unter der römischen Herrschaft die christliche Religion hie und da in unserm Lande bekannt geworden, sei es durch eifrige Geistliche aus dem nahen Frankreich oder durch die vielen Christen im römischen Heere; aber das waren nur vereinzelte Erscheinungen, die mit der Besinnahme des Landes durch neue, noch dem heidnischen Glauben ergebene Völker wohl wieder verschwunden sein mögen.

Da erbarmten sich derselben fromme Männer in fernen Landen zum Theil aus sehr angesehenem Geschlechte; weder sehr mühselige Reisen voll Entbehrungen noch vielfache Verfolgungen unter den noch rohen Völkern, ja selbst nicht der Tod, schreckten diese eifrigen Glaubensboten ab. Hie und da gründeten sie auch in unserm Vaterlande Zufluchtsstätten frommer Männer, welche in religiöser Brüderschaft verbunden in oft gar rauhen Gegenden das Land mit harter und mühsamer Arbeit urbar machten und zugleich den nächsten Unwohnern, dann auch in weiteren Kreisen diesen Heiden die reinere Lehre unsers Erlders verkündeten. So entstanden die Klöster und andere fromme Stiftungen, welche früher in unserem wie in andern Ländern sehr viel Gutes gestiftet haben. Außer dreien frommen Stiften im neuen (wälischen) Landestheil oder Jura ist besonders das schon im frühen Mittelalter gestiftete Kloster von St. Gallen nicht ohne großen wohlthätigen Einfluß auf unser Land gewesen. Mehr als vier Jahrhunderte vor Erbauung der Stadt Bern kennen wir bereits drei schöne Pfarrdörfer in unserm alten Kantonstheil, nämlich Spiez und Scherzli gen am Thunersee gelegen, so wie Rohrbach im Oberaargau; letzteres gehörte nach

St. Gallen. Nach und nach verbreitete sich namentlich von diesen Dörfern aus der Anbau des Landes immer weiter; es wurden neue Niederlassungen gegründet, es entstanden neue Weiler, neue Dörfer, zu welchen, wie es einst schon die Römer gethan hatten, gerne ehemalige Niederlassungen aus den früheren Zeiten benutzt wurden.

Neben dem längst verschwundenen Orte Nugerol (in der Gegend des heutigen Städtchens Landeron) nennen wir in dem angränzenden neuen Kantonstheile die Dörfer Büderich, Ilfingen, Dachseld; ferner im alten Kanton Orlingen, Bargen, die beiden Balm, Bümpliz; weiter in der Nähe von Rohrbach finden wir Madiswyl, Langenthal; weiter Rumedingen, Gommerinden, Lüsach, Kirchberg, Krauchthal, Muri, Worb; weiter hinauf Rümlingen, Wimmis, Einingen; freilich führten mehrere dieser Ortschaften in früheren Zeiten Namen, welche in der jetzigen fast nicht wieder zu erkennen sind. Denn sicher wird nicht jeder meiner geneigten Leser die Namen Ulvino oder Pippeningis oder Madalestwilar oder Lehisvenna in den oben angegebenen heutigen Namen wieder finden; er thut da wohl am besten, wenn er seinen gelehrten Herrn Vikari fragt, oder studierte Schullehrer, die wissen das Alles auf ein Haar.

An Klöstern und andern frommen Stiftungen hatte unser Land auch eben keinen Mangel; es ist unlängsam, daß dieselben in ihrer früheren besseren Zeit bei ihrer einfachen strenger Lebensweise viel zum Anbau und nachherigen Wohlstand mancher Gegend beigetragen haben und das alte Sprichwort — („Unter'm Krummstab ist gut wohnen“) — wird wohl auch nicht

ohne Grund entstanden sein. Zu den ältesten dieser Stiftungen gehören unstreitig die von Amoldingen und Köniz; wir nennen ferner noch Rüggisberg, Frauen-Cappelen, Trub, Frienisberg, Interlaken, (München-) Buchsee, Fraubrunnen, Gottstatt. Es hatten aber auch noch ferne gelegene Klöster (wie St. Gallen, Einsiedeln, Seli im Elsaß) verschiedene Rechte und Besitzungen in unserm Lande.

Neben diesen geistlichen fehlte es aber auch keineswegs bei uns an weltlichen Herren. Als nämlich nach dem Tode des berühmten Kaiser Karls des Großen, welcher das Reich der Franken über Frankreich, den größten Theil von Deutschland nebst der Schweiz, über Italien, selbst bis nach Ungarn wie nach Spanien hin erstreckt hatte, dasselbe unter seinen ihm ganz ungleichen schwachen und uneinigen Nachfolgern getheilt worden, stand unser Vaterland, einen kurzen Zeitraum ausgenommen, wo es zu dem neu gestifteten burgundischen Reiche etwa anderthalbhundert Jahre lang gehörte, unter dem deutschen Reiche, dessen Kaiser, oft in auswärtige Kriege in entlegenen Ländern verwickelt, Reichsverweser über das Land setzten. Die Herzöge von Zähringen verwalteten längere Zeit hindurch im Namen des Kaisers als Reichsvögte das Land. Der Letzte dieses Geschlechts, Berchtold der Fünfte genannt, ist der Gründer der Stadt Bern. Wenige Jahre vorher hatte er mit der ur-alten Burg zu Burgdorf ein an deren Fuß liegendes Dorf verbunden und mit Mauern umgeben; der welsche Name dieses Ortes (Berthoud) bewahrt noch heute den Namen des Stifters. Auch Milden im Welschland wurde von ihm mit Mauern

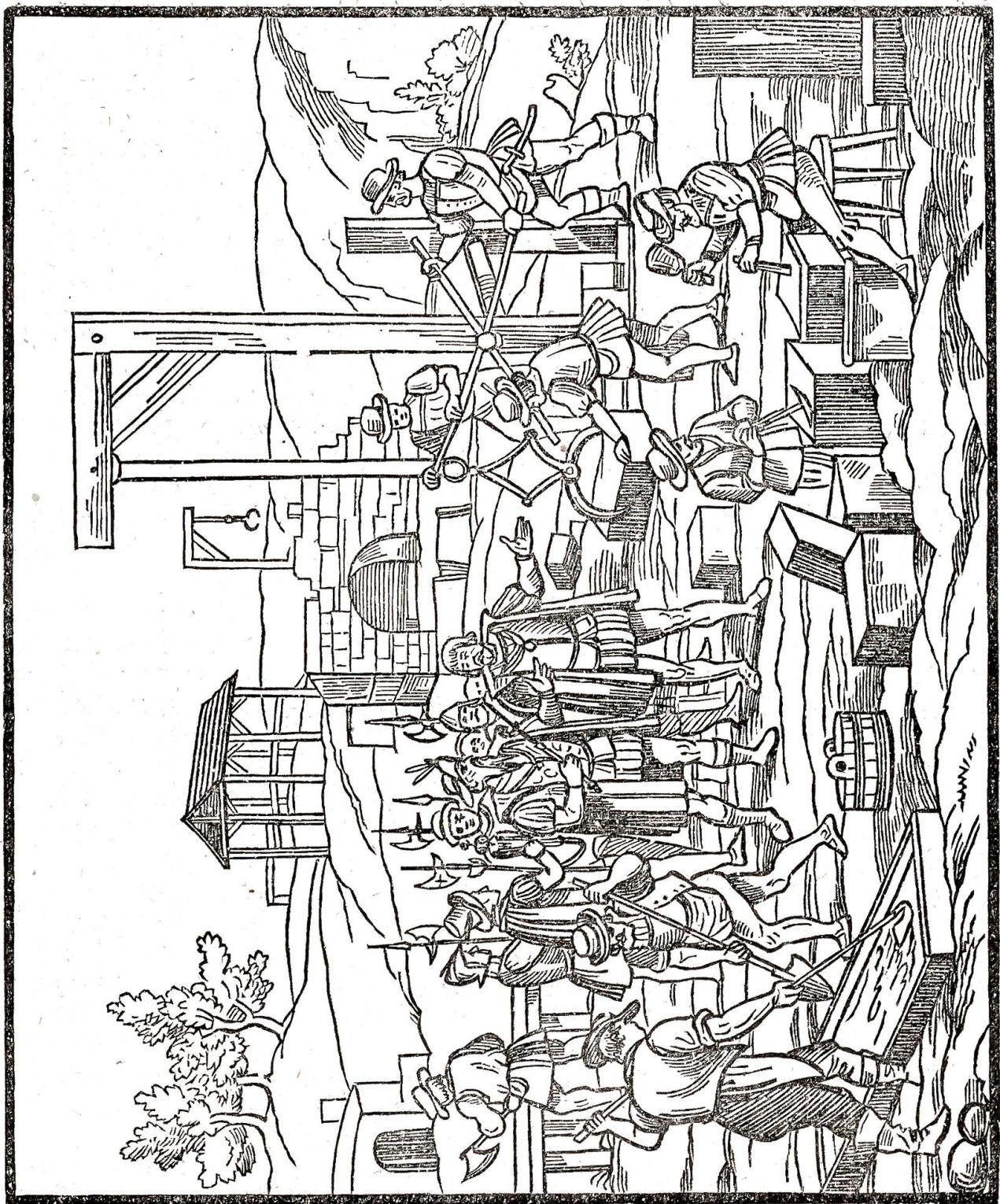
umgeben und durch ertheilte Freiheiten begünstigt. Nicht viele Jahre früher hatte sein Vater, der Vierte der Bärlinger, an der Saane wenige Stunden von Bern eine neue Stadt gestiftet, welche er Freiburg hieß. Es waren nämlich die meisten Grossen dieses Landes burgundisch gesinnt und ertrugen ungern fremde Herrschaft. Sie stunden gegen ihn auf, wurden aber wiederholt geschlagen. Da beschloß Herzog Berchtold der Fünfte den Bau einer neuen Stadt mitten in diesem burgundischen Lande ungefähr gleich weit von Burgdorf und Freiburg entlegen, so daß die Bürger der einen leicht den Bürgern der andern Stadt zu Hülfe eilen konnten.

Auf der Halbinsel der Aare lag ein kleiner Ort Namens Bern, unten an der Burg, Nydegg geheißen; schon zu der Römer Zeiten war da eine kleine Niederlassung gewesen wegen des Ueberganges über den Fluß dazu ausgewählt; eine viel bedeutendere römische ja selbst noch frühere helvetische Niederlassung war auf der andern Halbinsel, welche die Aare kaum eine halbe Stunde von Bern in der Enge bildet. Ein dichter Eichwald bedeckte die Gegend, wo jetzt der grössere Theil der Stadt selbst steht; zwei tiefe Gräben erstreckten sich von einem Ufer der Aare bis zum andern; der letzte Rest hievon ist noch in dem sogenannten Gehringergraben sichtbar, dessen entgegengesetzter Theil (der Spaziergang beim Kornhause und der Reitschule) noch jetzt der Graben heißt, der erst nach dem schrecklichen Brande vor vierhundert und fünfzig Jahren aufgefüllt wurde. Diese Gegend hieß im Sack. Weiter hinauf war eine grosse Allmende, hinter welcher ein dichter großer Wald, nun der Forst genannt, sich weithin

erstreckte. Eine Stunde von Bern lag an diesem Walde zu Kuniz eine vor mehreren Jahrhunderten gegründete Stiftung von Augustiner-Mönchen; man schrieb die Stiftung wie manche andere ähnliche einer frommen wohlthätigen burgundischen Königin Namens Bertha zu, welche etwa zwei und ein halbes Jahrhundert früher gelebt hatte. Hier war die Mutterkirche von Bern. Der nahe Eichwald erleichterte den Bau der Stadt, in welcher man natürlich keine steinernen Häuser wie jetzt, sondern nur hölzerne sah. Begreiflich konnte der Bau nur langsam vorwärts rücken, nach einer alten Chronik wäre sie erst im dritten oder im vierten Jahre ausgebaut worden *). Dass Herzog Berchtold der Fünfte von Bärlingen die Stadt im Jahre eintausend einhundert ein und neunzig zu bauen angefangen, darin sind die alten Berichte einig; wenn einer sehr alten Nachricht zu trauen ist, so hätte der Bau der Stadt gegen Ende des Hornungs in dem obgenannten Jahre begonnen. Auf die Einladung des Herzogs hatte eine schöne Anzahl freier Männer besonders aus den nahern Umgebungen von Bern sich in der neuen Stadt niedergelassen, wohin er auch aus andern Städten einzelne Familien sich hin zu begieben bewog. Die damalige Unsicherheit des Besitzes für die Bewohner der flachern Gegend bei dem unruhigen Geiste der

*) Die nebenstehende Abbildung ist getreu nach einem sehr alten Oelgemälde ausgeführt, welches ehemals auf dem Rathhouse in der Vorhalle des Grossenrathssaales die Wand schmückte. Als aber im Anfange der Dreißigerjahre der heilige Saal des Grossen Rathes eingerichtet und ein großer Theil der früheren Vorhalle zu Herstellung eines Vorzimmers benutzt wurde, musste jenes Gemälde entfernt werden. Daselbe wird nun mit mehrern andern im Zeughause aufbewahrt.

Der Unfang der Geschichtte Bern's.



Großen des Landes trug sicher auch nicht wenig bei, die Zahl der Bewohner der noch jungen Niederlassung zu vermehren. Dass auch adeliche Geschlechter gleich von Anfang in der Stadt das Bürgerrecht annahmen, könnte unter anderem auch schon das be- weisen, dass noch jetzt eine Gasse in Bern von einem dieser Geschlechter den Namen trägt. Die Herrengasse hieß ja ursprünglich die Gasse der Herren von Egerten, deren Burg am Gurten lag.

In der neuen Stadt besaß der Herzog selbst ein festes Haus, welches er hatte befestigen lassen und wenn er nach Bern kam bewohnte. Es ist natürlich, dass ihm die Bewohner der von ihm gegründeten Stadt verschiedene Dienste zu leisten hatten, vor Allem natürlich, dass sie, wenn er Krieg führte, ihm zuzuziehen verpflichtet waren. So gar drückend müssen indes diese Dienste nicht gewesen sein, indem sich hievon in der Ueberlieferung bei den Bewohnern der neuen Stadt nicht nur keine Spur erhalten hat, sondern dass vielmehr sein Andenken da- selbst im Segen geblieben ist bis auf den heutigen Tag. Haben ja auch die Berner dankbar den Todestag ihres Stifters, unter welchem sie sieben und zwanzig Jahre gestanden, so wie eines seiner vor ihm verstorbenen Söhne zu feiern beschlossen und sie hiefür in ihr uraltes Jahrzeitenbuch eingetragen!

Zwar ist die Handfeste (Verfassungsurkunde) welche Herzog Berchtold der von ihm gegründeten Stadt gab, schon seit mehreren Jahrhunderten verloren gegangen, allein wir besitzen noch die von Kaiser Friedrich dem Zweiten der Stadt Bern nicht so lange Jahre nachher ertheilte Handfeste, mit welcher jene ältere sicher in den meisten Punkten übereingestimmt hat.

Nach derselben konnten die Bürger jährlich ihre Schultheißen, die Räthe, den Weibel, ebenso den Priester, Schulmeister und Küster (Sigrist) zur Bestätigung vorschlagen, so wie auch sie jährlich ändern, mit Ausnahme jedoch des Priesters. Für Kriegszüge waren die Bürger ihrem Herrn nicht weiter zu ziehen verpflichtet, als dass sie in der folgenden Nacht wieder nach Hause gelangen mochten. Darum eben lag so viel daran, verbündete Städte in der Nähe zu haben, um einander in der Noth beispringen zu können.

Wenn vielleicht nicht schon Herzog Berchtold, so schenkte doch gewiss Kaiser Friedrich den Bürgern der neuen Stadt den Wald Bremgarten, die an die Stadt angrenzende Allmende zum gemeinen Weidgang, so wie die Gemeinschaft und alle nothwendige Nutzung im grossen Forst, nur dass sie ihn nicht verwüsten sollen.

Ferner erhielt die Stadt zwei grosse Jahrmarkte, jeden von acht Tagen, im Frühling und Anfangs Herbst; denen, welche den Markt besuchten, wurde der (in ältern Zeiten oft ziemlich beträchtliche) Zoll erlassen, so wie sie Sicherheit erhielten für sich und für ihr Gut. Die Einkünfte vom Zolle, von der Münze und den hohen Gerichten gehörten dem Reiche.

In der neu gegründeten Stadt sind die Bürger sich alle an Rechten gleich, jeder, welcher dahin kommt und sich da setzen will, kann daselbst frei wohnen. Eigene Leute aber, welche dahin ziehen, mögen innert Jahr und Tag von ihren rechtmässigen Herren zurückgefordert werden; ist aber diese Frist verflossen, ohne dass sie zurückgefordert worden wären, so verbleiben sie frei in der Stadt. Im vierzehnten Jahre seines

Alters kann jeder die Rechte eines Bürgers ausüben, so wie vor Gerichte gültiges Zeugniß ablegen; alle aber, welche das vierzehnte Jahr zurückgelegt haben, sollen die Rechte und Freiheiten der Stadt zu halten schwören, Gehorsam dem römischen Reiche, Treue und Wahrheit gegen ihre Mitbürger.

So war für Sicherheit und gute Ordnung in der neuen Stadt gesorgt, die Freiheit und Sicherheit des Markts, die Gleichheit aller Bürger unter sich, welche ihre Vorsteher wählen konnten, dann die Erleichterung der Aufnahme in den Bürgerverband, selbst für eigene Leute, alles dieses, der damaligen großen Unsicherheit außer den Städten gegenüber, mußte der neuen Niederlassung bald schönen, reichlichen Zuwachs von wackern Männern verschaffen, welche solcher Freiheiten und Vortheile auch theilhaft zu werden wünschten, dafür aber hinwieder auch bereit waren, mit ihren ältern Mitbürgern treulich die Beschwerden tragen und wo Noth es erforderte, jede Gefahr bestehen zu helfen.

Der Bote hat vor einem Jahre dich, o Berner, ermahnt, daß du, Bürger des größten und mächtigsten Kantons der Eidgenossenschaft, nie vergessen sollest, daß auch der kleinste Ort deiner Miteidgenossen nicht ohne Verdienst dastehe, daß auch dieser seine Ehrenzeichen aufweisen könne, wie seine Altvordern oft an heißen Tagen mit ihren Miteidgenossen Leib und Leben gewagt. Zugleich aber bemerkte er, wie es hinwieder auch verwerflich wäre, wenn Eidgenossen diesen deinen Kanton, ohne welchen wenig Großes vollbracht worden in unserm

Vaterlande, aus Eifersucht darniederdrücken wollten. Jetzt hat der Bote aber auch ein Wörlein zu sprechen zu dir o Berner, nur ein gar schlichtes zwar, aber ein treugemeintes. Man hat dir in diesen Tagen viel von Versöhnung gesprochen, nachdem du lange und nur zu lange gehadert und in deinen eigenen Ein geweiden gewählt hast. Da freilich sollst du dazu mithelfen und aufrichtig aus Herzengrund. Aber es muß diese Versöhnung auch eine aufrichtige, eine ehrliche sein; da darf es sich nicht nur um eine bloße Verständigung handeln, etwa für die Regentenstühle. Du hast jetzt auch wieder gleiche Rechte erworben, o Bernervolk, wie die Vorfahren, welche einst dieses so ehrenwerthe Gemeinwesen gegründet hatten, aber bewahre dieselbe auch und für Alle; wenn du keine Schoßkinder haben willst, so sollst du hinwieder auch keine Stieffinder haben; suche den Vorrechtler nicht hinter diesen oder jenen Mauern, innert diesen oder jenen Marchen, suche ihn nicht weder in diesem oder in jenem Kleide, er steckt weder da noch dort, er steckt in der Brust eines Jeden, der nur den eigenen Vortheil sucht. Willst du gleiche Rechte für dich, so las sie auch ehrlich und unverkümmert den andern, möchtest du nicht Stieffind sein im Hause, so sorge dafür, daß du auch keine Schoßkinder ziehest. — Gedenke stets des Spruchs: wie mag ein Reich Bestand haben, das unter sich selbst uneins ist? Gebe Gott, daß wir nach des großen Dichters Sprüche wieder werden, wie in den alten Tagen — ein einig Volk von Brüdern!